BODY POLITICS

Zeitschrift für Körpergeschichte

Heft 7 – Jahrgang 4 (2016)
Body Polis
Herausgegeben von
Pascal Eitler / Joseph Ben Prestel

www.bodypolitics.de

BODY POLITICS Zeitschrift für Körpergeschichte

Auf Anregung des Arbeitskreises für Körpergeschichte wird Body Politics herausgegeben von: Hannah Ahlheim (Potsdam), Peter-Paul Bänziger (Basel), Magdalena Beljan (Berlin), Pascal Eitler (Berlin), Jens Elberfeld (Bochum), Andrej Findor (Bratislava), Christian Fritz-Hoffmann (Oldenburg), Alexa Geisthövel (Berlin), Henriette Gunkel (London), Christiane König (Köln), Patrice Ladwig (Göttingen), Maren Möhring (Leipzig), Marcus Otto (Braunschweig), Massimo Perinelli (Berlin), Joseph Ben Prestel (Berlin), Katja Sabisch (Bochum), Monique Scheer (Tübingen), Imke Schmincke (München), Olaf Stieglitz (Köln), Heiko Stoff (Hannover) und Magaly Tornay (Zürich). Geschäftsführend sind gegenwärtig: Jens Elberfeld, Imke Schmincke und Olaf Stieglitz.

Anschrift: Body Politics, c/o Dr. Pascal Eitler, Forschungsbereich „Geschichte der Gefühle“, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Lentzeallee 94, D-14195 Berlin

E-Mail: kontakt (at) bodypolitics.de

Unterstützt werden die Herausgeberinnen und Herausgeber durch die Mitglieder ihres wissenschaftlichen Beirats: Thomas Alkemeyer (Oldenburg), Ulrike Bergermann (Braunschweig), Gabriele Dietze (Berlin), Franz X. Eder (Wien), Ute Frevert (Berlin), Christa Hämmerle (Wien), Heinz- Gerhard Haupt (Bielefeld), Dagmar Herzog (New York), Klaus Hödl (Graz), Sabine Kienitz (Hamburg), Gesa Lindemann (Oldenburg), Thomas Lindenberger (Potsdam), Sabine Maasen (München), Jürgen Martschukat (Erfurt), Georg Mein (Luxemburg), Rolf Parr (Duisburg-Essen), Nicolas Pethes (Bochum), Sven Reichardt (Konstanz), Philipp Sarasin (Zürich), Detlef Siegfried (Kopenhagen), Jakob Tanner (Zürich), Jakob Vogel (Paris), Paula-Irene Villa (München) und Anne Waldschmidt (Köln).

Alle Artikel stehen unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 3.0 (Deutschland).

Umschlagabbildung: „Ave. Wegand leading toward Place des Cannons[?], Beirut” aus der G. Eric and Edith Matson Photograph Collection, Library of Congress, call number: LC-M33- 13372-A [P&P].

ISSN: 2196-4793

Editorial

Die Körpergeschichte hat in den vergangenen zwanzig Jahren enorm an wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gewonnen und eine bemerkenswerte Ausweitung erfahren. Diese Zeitschrift versucht diese Entwicklung in ihrer Facettenvielfalt abzubilden und weiter voranzutreiben. Als Online-Journal veröffentlicht sie Artikel in deutscher oder englischer Sprache, die ein beidseitig anonymisiertes Peer Review durchlaufen haben. Alle Beiträge erscheinen kostenfrei im Open Access.

Der Körper gerät dabei als ein multidimensionaler Forschungsgegenstand und das Ergebnis eines historischen Wandels in den Fokus – als ein Effekt sozialer Praktiken, ein Objekt der Imagination und Repräsentation, in seiner Diskursivität, Materialität und Produktivität. Er war und ist sowohl ein Medium der Subjektivierung als auch ein Ort gesellschaftlicher Ordnungsversuche und nicht zuletzt politischer Konflikte. In diesem umfassenden Verständnis lautet der Titel dieser Zeitschrift: Body Politics.

Die Körpergeschichte verändert dabei nicht nur unseren Blick auf Menschen und deren Körper und Geschichte – sie betrifft auch unsere Wahrnehmung von Tieren und Dingen und deren vermeintlich grundsätzliche Andersartigkeit.

Dementsprechend greift diese Zeitschrift auf ein breites Angebot von Fragestellungen und unterschiedliche Herangehensweisen zurück. Sie versammelt zudem nicht nur Artikel aus den Geschichtswissenschaften, sondern steht ebenfalls historisch interessierten Beiträgen aus den Literatur- und Medienwissenschaften sowie anderen Kultur- bzw. Sozialwissenschaften offen.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber

BODY POLITICS Zeitschrift für Körpergeschichte

Heft 7 – Jahrgang 4 (2016)
Body Polis
Herausgegeben von Pascal Eitler und Joseph Ben Prestel

Redaktionsschluss: 15. Juli 2017

Inhaltsverzeichnis

Pascal Eitler/Joseph Ben Prestel: Body Polis – Körpergeschichte und Stadtgeschichte 5

Perspektiven

Mikkel Thelle: Tales from the Body Public: Corporeal Citizenship and Appropriation of Public Space in Copenhagen around 1900 21

Analysen

Linda Braun: Dancing in Step with Society: American Popular Dances and the Urban Body between Regulation and Amusement in Imperial Berlin (1900-1914) 41

I-Wen Chang: Modernity and the Formations of Female Bodies: Dance Hall Culture in Taiwan during the 1920s and 1930s 63

Stefan Höhne: Containerkörper. Zur Genese logistischer Regierungstechniken in New York City, 1900-1950 85

Sascha Schießl: Von der Duldung zur Reglementierung. Städtische Prostitutionspolitik in Göttingen während der 1960er Jahre 113

Body Politics 4 (2016), Heft 7, S. 5-20

Body Polis – Körpergeschichte und Stadtgeschichte

Pascal Eitler / Joseph Ben Prestel

English abstract: This article calls for a connection between research in urban history and the history of the body. The authors contend that while studies on the history of the body are often situated in cities, urban settings are rarely at the center of their analysis. In the same way, bodies are simultaneously a ubiquitous and understudied topic in urban history. Rather than exploring the effects of cities on bodies or the limits that bodies set for changes in cities, the article proposes a focus on the co-constitution of bodies and cities. This shift in perspective leads to paying attention to the various ways in which cities and bodies have shaped each other over time – through health policies and building codes to dance halls and sports clubs. The authors argue that such a perspective ultimately allows examining the specificity and relevance of the body polis for body politics in history.

Städte, so eine der wichtigen Bezugsgrößen der neueren Stadtforschung, sind „der Ort, wo die Menschen sich gegenseitig auf die Füße treten."[1] Wenngleich Henri Lefebvre dieser pointierten Beobachtung keine detailliertere Untersuchung widmete, unterstrich er dergestalt – gleichsam im Vorübergehen – die ebenso banale wie basale Bedeutung von Körpern für Städte, nicht erst, aber insbesondere seit dem 19. und 20. Jahrhundert. Urbanisierungsprozesse, hier verstanden sowohl als Anstieg des Anteils der Stadtbevölkerung an der Gesamtbevölkerung als auch als Wandel von Handlungsmöglichkeiten und Erfahrungsweisen, lassen sich aus körpergeschichtlicher Perspektive zunächst als zunehmende Begegnung und folgenreiche Verdichtung von Körpern begreifen.[2]

1 Henri Lefebvre, Die Revolution der Städte, München 1972, S. 46.

2 Zum globalen Wachstum von Städten im 19. Jahrhundert siehe Jürgen Osterhammel, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, S. 355-464; zur jüngeren Vergangenheit siehe beispielsweise Neil Brenner/Christian Schmid, Towards a New Epistemology of the Urban?, in: City: Analysis of Urban Trends, Culture, Theory, Policy, Action 19 (2015), S. 151-182; siehe einführend auch Jürgen Reulecke, Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt a.M. 1985; Andrew Lees/Lynn Lees, Cities and the Making of Modern Europe, 1750–1914, Cambridge 2007; Friedrich Lenger, Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850, München 2013; ders./Klaus Tenfelde (Hg.), Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung, Entwicklung, Erosion, Köln 2006; Moritz Föllmer/Mark B. Smith, Urban Societies in Europe since 1945: Toward a Historical Interpretation, in: Contemporary European History 24 (2015), S. 475-491.

Doch Menschen treten sich in Städten nicht nur gegenseitig auf die Füße, sie nutzen ihre Füße – falls sie diese nutzen können[3] – sehr vielfältig, sie gehen spazieren, stehen Schlange, fahren Straßenbahn und drücken auf die Bremse, sie schlendern ins Kino, kippeln im Kaffee, rennen in Stadien und treten in die Pedale. Städte stellen beziehungsweise stellten Menschen und deren Körper immer wieder vor ganz spezifische und sich historisch stark wandelnde Aufgaben, Herausforderungen und Verpflichtungen, im 19. und 20. Jahrhundert mehr denn je und in Bremen ebenso wie in Boston, Bangkok oder Beirut.[4] Angesichts der Bandbreite an möglichen Themen und entsprechenden Studien können wir im Folgenden lediglich einen groben Überblick zur Diskussion stellen.

Städte multiplizierten nicht allein die Kommunikation oder die Kontakte zwischen Menschen, sie konfrontierten deren Körper auch mit andernorts oftmals unbekannten Praktiken beziehungsweise Techniken, Körpertechniken im Sinne von Marcel Mauss.[5] Sie ermöglichten in diesem Zusammenhang nicht nur, sondern erzwangen mitunter auch sehr eigentümliche Bewegungsabläufe – sei es im Beruf oder beim Sport, im Tanzlokal oder auf einer Rolltreppe, im Straßenverkehr oder auf einer Stripteasebühne.[6] Städte trugen vielfach zu historisch sehr spezifischen Wohnbedingungen und Arbeitsweisen bei und brachten

3 „Erkrankungen“ oder „Behinderungen“ könnte die Körpergeschichte auch mit Blick auf die Stadtgeschichte noch stärker berücksichtigen. Zum Verhältnis von *body studies* und *disability studies* siehe beispielsweise Markus Dederich, Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies, Bielefeld 2007; Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hg.), Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte, Bielefeld 2010. Vgl. ebenfalls Michael Spörke, Die behindernde/behinderte Stadt, in: Frank Eckardt (Hg.), Handbuch Stadtsoziologie, Wiesbaden 2012, S. 745-774.

4 Das Titelbild dieses Heftes zeigt die Fotografie einer Straße in Beirut um 1945: „Ave. Wegand leading toward Place des Cannons[?], Beirut” aus der G. Eric and Edith Matson Photograph Collection, Library of Congress, call number: LC-M33- 13372-A [P&P].

5 Vgl. insbesondere Marcel Mauss, Die Techniken des Körpers, in: ders., Soziologie und Anthropologie, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1989, S. 197-220.

6 Beispiele liefern etwa Leif Jerram, Streetlife: The Untold History of Europe's Twentieth Century, Oxford 2013; Alexa Geisthövel/Habbo Knoch (Hg.), Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 2005; Kasper Maase, Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970, Frankfurt a.M. 1997; Peter Fritzsche, Reading Berlin 1900, Cambridge/Mass. 1996; Roy Porter, London: A Social History, Cambridge/Mass. 1998; On Barak, On Time: Technology and Temporality in Modern Egypt, Berkeley 2013, S. 145-174; Joseph Ben Prestel, Emotional Cities: Debates on Urban Change in Berlin and Cairo, 1860-1910, Oxford 2017; siehe ausführlicher auch die Beiträge von Stefan Höhne, Linda Braun und I-Wen Chang in diesem Heft.

ganz verschiedenartige Ernährungsformen oder Bekleidungsarten, Lichtverhältnisse oder Klanglandschaften hervor, die sich auf die Körper ihrer Bewohnerinnen und Besucher[7] überaus unterschiedlich auswirken konnten.[8]

So schwierig und fraglich es auch ist, Städte begrifflich klar zu fassen, und so deutlich sich die Unterscheidungen von Städten und Nicht-Städten auch stets verändert haben[9] – üblicherweise lassen sich doch sehr verschiedenartige Anforderungen an Körper ausmachen: In einem Büro wurden Körper anders beansprucht als auf einem Acker, in einer Fabrik anders als in einem Stall, in einem Fahrstuhl anders als auf einem Waldweg. Derartige, zunächst recht holzschnittartige Unterscheidungen lassen sich leicht kulturpessimistisch oder urbanisierungskritisch deuten. In körpergeschichtlicher Perspektive geht es jedoch nicht um die Frage, ob das Leben innerhalb von Städten den einzelnen Körpern mehr oder weniger abforderte als das Leben außerhalb. Und schon gar nicht geht es uns darum, dass Städte den vermeintlich „natürlichen" und „ursprünglichen" Bedingungen an ein sogenanntes „gesundes" und „glückliches" Leben mehr oder weniger entsprochen hätten als Nicht-

7 Wir gebrauchen im Folgenden jeweils abwechselnd die weibliche oder die männliche Form.

8 Vgl. beispielsweise Adelheid von Saldern, Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute, Bonn 1995; Jürgen Reulecke (Hg.), Geschichte des Wohnens 1800-1918. Das bürgerliche Zeitalter, Stuttgart 1997; Maren Möhring, Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland, München 2012; Wolfgang Schivelbusch, Lichtblicke. Zur Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 2004; Melanie A. Kiechle, Smell Detectives: An Olfactory History of Nineteenth-Century Urban America, Seattle 2017; Alexander Cowan/Jill Steward (Hg.), The City and the Senses. Urban Culture Since 1500, Farnham 2007; Nicolas Kenny, The Feel of the City: Experiences of Urban Transformation, Toronto 2014; ders./Daniel Morat/ Maarten Walraven, Introduction, in: The Senses and Society, 12 (2017), S. 127-131; Daniel Morat, Zwischen Lärmpest und Lustbarkeit. Die Klanglandschaft der Großstadt in umwelt- und kulturhistorischer Perspektive, in: Bernd Herrmann (Hg.), Beiträge zum Göttinger umwelthistorischen Kolloquium 2009-2010, Göttingen 2010, S. 173-190; Mary Grace Brown, Fashioning their Place: Dress and Global Imagination in Imperial Sudan, in: Gender & History 26 (2014), S. 502-518; Margrit Pernau, Bürger mit Turban. Muslime in Delhi im 19. Jahrhundert, Göttingen 2008, bes. S. 349-355.

9 Vgl. einführend Martina Löw, Soziologie der Städte, Frankfurt a.M. 2012; Hartmut Häußermann/Dieter Läpple/Walter Siebel, Stadtpolitik, Frankfurt a.M. 2008; Franz-Werner Kersting/Clemens Zimmermann (Hg.), Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert. Geschichts- und kulturwissenschaftliche Perspektiven, Paderborn 2015; Saskia Sassen, The City: Its Return as a Lens for Social Theory, in: City, Culture and Society 1 (2010), S. 3-11; Malte Zierenberg, Stadtgeschichte. Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 25.10.2016, http://docupedia.de/zg/Zierenberg_stadtgeschichte_v1_de_2016; siehe überblicksartig auch Brenner/Schmid, Towards a New Epistemology of the Urban; Reulecke, Geschichte.

Städte.[10] Auch stellten Städte die Körper ihrer Bewohner oder Besucherinnen nicht immer vor dieselben Aufgaben, wie noch deutlicher werden wird, weder zeitlich noch räumlich. Wie die Beiträge des vorliegenden Heftes zeigen, verlangte das Leben innerhalb von Städten Menschen jedoch teilweise ganz andere Körper beziehungsweise Körpertechniken ab als außerhalb.

Städte beeinflussten so gesehen weit mehr als nur das Verhalten von Menschen und deren „way of life“[11] – das Leben innerhalb von Städten ließ die Körper dieser Menschen keineswegs unberührt. Die sich dort allmählich durchsetzenden Sehgewohnheiten oder Freizeitmöglichkeiten, Transportformen oder Hygienenormen[12] prägten sich in die Körper der Menschen ein – nicht nur in deren Habitus, sondern auch in deren Hexis, in deren Augenmuskeln, Bandscheiben und Fußsohlen, in deren Haut, Haare oder Verdauungsorgane.[13] In diesem Sinne spürt das vorliegende Heft dem Problem nach, unter welchen Bedingungen und auf welche Weise Menschen urbane Körper erwarben. Das sich wandelnde Verhalten von Menschen innerhalb von Städten soll dabei stärker auf Körper und deren sich verändernde Fähigkeiten bezogen werden, auf die jeweiligen Körpertechniken, die es innerhalb von Städten neu zu erlernen oder schrittweise zu verfeinern galt – vom Flanieren bis zum Demonstrieren, als Sekretär oder als Polizistin, am Fließband oder beim Opernbesuch.[14]

10 Vgl. lediglich Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt a.M. 1965.

11 Siehe hierzu bereits Louis Wirth, Urbanism as a Way of Life: The City and Contemporary Civilization, in: American Journal of Sociology 44 (1938), S. 1-24.

12 Vgl. beispielsweise Wolfgang Kaschuba, Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne, Frankfurt a.M. 2004; Clay McShane, Down the Asphalt Path: The Automobile and the American City, New York 1995; Manuel Frey, Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland 1760-1860, Göttingen 1997; Philipp Sarasin, Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914, Frankfurt a.M. 2001; Anne Hardy, Ärzte, Ingenieure und städtische Gesundheit. Medizinische Theorien in der Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 2005.

13 Zu einer solchen Unterscheidung von Habitus und Hexis vgl. insbesondere Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M. 1987, S. 283 u. S. 739 f.; ders., Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M. 1988, S. 129.

14 Vgl. beispielsweise Anson Rabinbach, The Human Motor: Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity, New York 1990; Knud Andresen u.a. (Hg.), Der Betrieb als sozialer und politischer Ort. Studien zu Praktiken und Diskursen in den Arbeitswelten des 20. Jahrhunderts, Bonn 2015; Peter-Paul Bänziger/Mischa Suter (Hg.), Histories of Productivity. Genealogical Perspectives on the Body and Modern Economy, New York 2017; Sven Oliver Müller, Körper und Kommunikation. Das Publikum in der Berliner Hofoper 1820-1870, in: Jens Elberfeld/Marcus Otto (Hg.), Das schöne Selbst.

Wir fragen im Folgenden jedoch nicht nur danach, wie sich Städte unterschiedlich auf Körper ausgewirkt, sondern wie sich Städte in unterschiedlichen Körpern überhaupt erst ausgeformt haben. Während sich Städte in Körper einprägten, beeinflusste das jeweilige Wissen über Körper auch Städte, deren Gestalt und Entwicklung. Die Bedeutung der Miasmenlehre für die Verlegung von Friedhöfen aus Kairo heraus im frühen 19. Jahrhundert kann hierfür ebenso als Beispiel dienen wie die Relevanz gesundheitsbezogener Argumente beim Bau von „Garden Cities“ in Großbritannien seit dem späten 19. Jahrhundert.[15]

Städte und deren Körper lassen sich so gesehen kaum mehr unabhängig voneinander betrachten, gerade im 19. und 20. Jahrhundert. Sie brachten sich ko-konstitutiv permanent ein wenig anders hervor.[16] Menschen besaßen nicht nur ein historisch spezifisches Verhalten innerhalb von Städten, sie wurden dort als historisch spezifische Menschen mit historisch spezifischen Körpern überhaupt erst mit hervorgebracht – zum Beispiel im Hinblick auf zunehmende Rückenleiden oder bestimmte Muskelgruppen, verbreitete Haarlängen oder veränderte Schlafrhythmen.[17]

Einerseits passten sich Körper den vorrangig urbanen Arbeitsplätzen oder Kleidungsmoden ebenso mannigfaltig an wie den vorrangig urbanen Geschlechterbildern oder Vergnügungsformen.[18] Andererseits

Zur Genealogie des modernen Subjekts zwischen Ethik und Ästhetik, Bielefeld 2009, S. 31-54; siehe ausführlicher auch den Beitrag von Mikkel Thelle in diesem Heft.

15 Vgl. hierzu Khaled Fahmy, An Olfactory Tale of Two Cities: Cairo in the Nineteenth Century, in: Jill Edwards (Hg.), Historians in Cairo: Essays in Honor of George Scanlon, Kairo 2002, S. 155-187; Harold Platt, From Hygeia to the Garden City: Bodies, Houses, and the Rediscovery of the Slum in Manchester, 1875-1910, in: Journal of Urban History 33 (2007), S. 756-772.

16 Kanonische Referenzen: Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M. 1996; Richard Sennett, Flesh and Stone. The Body and the City in Western Civilisation, New York 1994.

17 Beispiele liefern etwa Maren Möhring, Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890-1930), Köln 2004; Detlef Siegfried, Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006; Hannah Ahlheim (Hg.), Kontrollgewinn – Kontrollverlust. Die Geschichte des Schlafs in der Moderne, Frankfurt a.M. 2014.

18 Vgl. diesbezüglich Judith Walkowitz, City of Dreadful Delight. Narratives of Sexual Danger in Late-Victorian London, Chicago 1992; Andrew Lees, Cities, Sin, and Social Reform in Imperial Germany, Ann Arbor 2002; Susanne Frank, Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts, Opladen 2003; Nancy Y. Reynolds, National Socks and the “Nylon Woman”: Materiality, Gender, and Nationalism in Textile Marketing in Semicolonial Egypt, 1930-1956, in: International Journal of Middle East Studies 43 (2011), S. 49-74; siehe ausführlicher auch die Beiträge von I-Wen Chang und Linda Braun in diesem Heft.

entwickelten sich Städte nicht nur entsprechend der jeweiligen Anzahl von Körpern, sondern auch entsprechend den jeweiligen Fähigkeiten dieser Körper – aktuellen oder potentiellen. Parkanlagen und Ringstraßen oder Altenheime und Kindergärten zeugen von dieser nicht enden wollenden Ko-Konstitution ebenso wie Rollschuhbahnen und Eckkneipen oder Abwassersysteme und Zentralschlachthöfe.[19]

Urbanisierungsprozesse lassen sich daher vielfach auch als Somatisierungsprozesse und Somatisierungsprozesse wiederum oft als Urbanisierungsprozesse rekonstruieren und reflektieren. Häufig wird das Leben innerhalb von Städten jedoch – oft unter Bezug auf eine für die Stadtforschung grundlegende Arbeit von Georg Simmel[20] – eher als „Belastung" für das „Geistesleben" betrachtet und auf das sich wandelnde Verhalten von Menschen und deren „Mentalität" oder „Individualität" bezogen, ohne die sich ebenfalls verändernden Fähigkeiten von Körpern ausführlicher zu berücksichtigen.[21] Diese Lesart unterschlägt jedoch, dass Simmel mit den „Nerven" – zeitgenössisch naheliegend – ein durchaus sehr körperliches Verständnis vom „Geistesleben" im Sinn hatte. Mit Blick auf die Ko-Konstitution von Städten und deren Körpern gilt es die Unterscheidung zwischen „innerer" und „äußerer" Urbanisierung dementsprechend zu relativieren beziehungsweise zu problematisieren.[22] In körpergeschichtlicher Perspektive baut diese Unterscheidung auf einer unfruchtbaren Trennung von Körper und Geist auf. Wenn man diese nicht voreilig unterscheidet und stattdessen danach fragt, wie sich Städte Körper und

19 Vgl. etwa Richard Evans, Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830-1910, Reinbek 1991; Noyan Dinçkal, Reluctant Modernization: The Cultural Dynamics of Water Supply in Istanbul, 1885-1950, in: Technology and Culture 49 (2008), S. 675-700; Paula Young Lee (Hg.), Meat, Modernity, and the Rise of the Slaughterhouse, Durham 2008; Lukasz Nieradzik, Der Wiener Schlachthof St. Marx. Transformation einer Arbeitswelt zwischen 1851 und 1914, Wien 2017; Dorothee Brantz, Animal Bodies, Human Health, and the Reform of Slaughterhouses in Nineteenth-Century Berlin, in: Food and History 3 (2006), S. 193-215.

20 Vgl. lediglich Georg Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben, in: ders., Gesamtausgabe Bd. 7, Frankfurt a.M. 1995, S. 116-131.

21 Vgl. beispielsweise Joachim Schlör, Nachts in der großen Stadt. Paris, Berlin, London 1840-1930, München 1991; Joachim Radkau, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998; Tobias Becker u.a. (Hg.), Die tausend Freuden der Metropole. Vergnügungskultur um 1900, Bielefeld 2011; Moritz Föllmer, Individuality and Modernity in Berlin: Self and Society from Weimar to the Wall, Cambridge 2013.

22 Vgl. insbesondere Gottfried Korff, Mentalität und Kommunikation in der Großstadt. Berliner Notizen zur „inneren Urbanisierung", in: Theodor Kohlmann/Hermann Bausinger (Hg.), Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung, Berlin 1985, S. 343-361; Reulecke, Geschichte, S. 10-12.

Körper Städte jeweils angeeignet und wechselseitig hervorgebracht haben, lässt sich die „innere“ von der „äußeren“ Urbanisierung nicht länger eindeutig trennen. Die Unterscheidung zwischen „inneren“ und „äußeren“ Veränderungen – für Städte oder Körper – büßt vor diesem Hintergrund ihren ehedem zweifelsfrei großen Erkenntniswert ein.

„Stein“ und „Fleisch“ – mit diesen Begriffen versuchte Richard Sennett bereits vor rund dreißig Jahren diese Ko-Konstitution von Städten und deren Körpern zu erfassen.[23] Im Anschluss an Michel Foucault[24] gelang es ihm in einer bahnbrechenden Arbeit, ein Forschungsfeld zu entwerfen und zu bestellen, innerhalb dessen sich Körpergeschichte und Stadtgeschichte kaum mehr sinnvoll trennen lassen, sondern sich gemeinsam voranbringen können. Wir haben jedoch den Eindruck, dass Körper innerhalb der Stadtgeschichte noch immer zu häufig unsichtbar und Städte innerhalb der Körpergeschichte noch immer eher nebensächlich bleiben. In diesem Sinne benötigt (1.) die Stadtgeschichte eine stärker körpergeschichtliche und (2.) die Körpergeschichte eine stärker stadtgeschichtliche Perspektive.

1. Stadtgeschichte als Körpergeschichte

Viele stadtgeschichtliche Studien berühren zwar eine körpergeschichtliche Ebene, in der Regel werden Körper dabei aber weniger historisch untersucht als biologisch vorausgesetzt. Eine körpergeschichtliche Perspektive, wie sie im vorliegenden Beitrag eingenommen wird, fragt nicht nach den denkbaren Bedürfnissen eines vermeintlich zeitlosen Körpers, sondern nach der tatsächlichen Beanspruchung von durchaus unterschiedlichen Körpern. Es gilt daher, Körper so weitgehend wie möglich zu kontextualisieren und zu historisieren. Dementsprechend zielen wir nicht so sehr auf eine Untersuchung der Materialität von Körpern oder Städten – wir betonen vielmehr deren gemeinsame und niemals voll abgeschlossene Materialisierung als immer wieder neu aufzunehmende Forschungsaufgabe.[25] In genau diesem Sinne sprechen wir von einer Ko-Konstitution von Städten und deren Körpern. Auf die Materialität von Körpern oder Städten zu fokussieren, bedeutet hingegen nicht selten, diese ungewollt zu essentialisieren.

23 Siehe vor allem Sennett, Flesh.

24 Vgl. lediglich Foucault, Überwachen.

25 Vgl. insbesondere Judith Butler, Körper von Gewicht, Frankfurt a.M. 1995; siehe hierzu beispielsweise ebenfalls Paula-Irene Villa/Cornelia Schadler (Hg.), Becoming with Things, in: Body Politics. Zeitschrift für Körpergeschichte 3 (2015).

Mit Bezug auf den Begriff der *Body Politics* verwenden wir an dieser Stelle den Begriff der *Body Polis*. Der zumeist staatlich sanktionierte, nicht nur gesellschaftlich hierarchisierende, sondern auch transformierende Zugriff auf Körper – *Body Politics* [26] – zielte im 19. und 20. Jahrhundert nämlich immer stärker und schließlich sogar vorrangig auf Städte und deren Körper. Stadtpolitik war daher fast immer auch Körperpolitik.[27]

Vor diesem Hintergrund erscheint es uns nicht weiter zu führen, Städte als permanente Gefahrenzonen für einen biologisch möglicherweise klar bestimmbaren Körper zu begreifen, etwa mit Blick auf eine denkbare Bedrohung der Gesundheit. Wir betrachten Städte vielmehr als dynamische Produktionsstätten für historisch noch stets wandelbare Körper, etwa mit Blick auf unterschiedliche Vorstellungen von Gesundheit.[28] Dass innerhalb der *Body Polis* teilweise ganz andere Körper produziert wurden als außerhalb, wurde oftmals bereits zeitgenössisch diskutiert und üblicherweise stark moralisiert beziehungsweise politisiert. Urbane Körper und Körpertechniken wurden das eine Mal als „Zivilisationsleistung" gefeiert, das andere Mal als „Dekadenzauswuchs" verurteilt.[29] In dieser Sichtweise konfrontierten Städte, vor allem Großstädte, die Körper ihrer Bewohnerinnen und Besucher nicht allein mit zunehmenden Verkehrsunfällen oder Drogenerfahrungen, sondern auch mit sogenannten Geschlechtskrankheiten oder Gewaltverbrechen.[30] Doch das Leben innerhalb von

26 Vgl. lediglich Michel Foucault, Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M. 1995; ders., Überwachen; Sarasin, Reizbare Maschinen; Möhring, Marmorleiber.

27 Vgl. grundlegend Sennett, Flesh; Evans, Tod in Hamburg; Walkowitz, City; Jerram, Streetlife; Fahmy, Olfactory Tale.

28 Vgl. beispielsweise Evans, Tod in Hamburg; Lees, Sin; Sarasin, Reizbare Maschinen; Jakob Tanner, Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890-1950, Zürich 1999; Monika Dommann, Durchsicht, Einsicht, Vorsicht. Eine Geschichte der Röntgenstrahlen 1896-1963, Zürich 2003; Anna Kirkland/Jonathan Metzl (Hg.), Against Health: How Health Became the New Morality, New York 2010.

29 Vgl. insbesondere Andrew Lees, Cities Perceived: Urban Society in European and American Thought, 1820-1940, Manchester 1985; Anthony Sutcliffe (Hg.), Metropolis 1890-1940, Chicago 1984; Clemens Zimmermann/Jürgen Reulecke (Hg.) Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstädte um 1900, Basel 1999; Christopher Bayly, Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte, Frankfurt a.M. 2006, S. 241-245; Joseph Ben Prestel, Die Reform der Stadtmänner. Urbaner Wandel und Körperpolitik in Kairo am Ende des 19. Jahrhunderts, in: Body Politics. Zeitschrift für Körpergeschichte 1 (2013), S. 323-346.

30 Vgl. beispielsweise Klaus Weinhauer/Dagmar Ellerbrock, Perspektiven auf Gewalt in europäischen Städten seit dem 19. Jahrhundert, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 44 (2013), S. 5-20; Friedrich Lenger (Hg.), Gewalt in europäischen

Städten barg nicht nur bestimmte gesundheitliche „Risiken“, von der Cholera oder Syphilis bis zur Neurasthenie. Es bot auch andere gesundheitliche „Chancen“ als das Leben außerhalb von Städten, die sich etwa in der Wasserversorgung, in Krankenhäusern oder Fitness-centern äußerten.[31]

Wichtig ist an dieser Stelle nicht so sehr, ob „der“ Körper „der“ Stadt, deren Gestalt und Entwicklung, stets prinzipielle und letztlich organische Grenzen setzt – über diese prinzipiell zu entscheiden, fällt mitunter sehr schwer und ist empirisch letztlich wenig ertragreich. Stadtgeschichte als Körpergeschichte zu betreiben, bedeutet vielmehr, dass unterschiedliche Körper unterschiedlichen Städten jeweils sehr konkrete und historisch wandelbare Grenzen gesetzt haben. Mit Zucker, Koffein oder Medikamenten entsprechend vorbereitete beziehungs-weise veränderte Körper erlaubten es beispielsweise, in sehr vielen Städten im 19. und 20. Jahrhundert neue Arbeitszeiten erfolgreich durchzusetzen und Verkehrsnetze aufrechtzuerhalten – auch nachts.[32]

Die Frage nach Kausalitäten kann dabei immer nur konkret untersucht und nicht abstrakt festgelegt werden. Die Ko-Konstitution von Städten und deren Körpern ins Zentrum des Interesses zu rücken, bedeutet letztlich, weniger nach eindeutigen Kausalitäten als nach mannigfachen Konvergenzen zu fragen. Wie wurden Körper in Städten immer wieder anders eingesetzt, hergestellt und gebraucht? Und wie haben sich wiederum Städte Körpern und deren jeweils erworbenen, aber keineswegs beliebig veränderbaren Fähigkeiten angepasst? Auf welches Wissen – über Städte oder Körper – wurde dabei zurückgegriffen? Auf welche – sich teilweise bereits seit dem 18. Jahr-hundert wandelnden – Vorstellungen von Wachstum und Kreislauf oder Leistung und Stoffwechsel rekurrierten welche Zeitgenossinnen und Zeitgenossen? Auf welche Konzepte von Energie und Information oder Degeneration und Fitness bezogen sie sich?[33]

Großstädten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, München 2013; Philipp Müller, Auf der Suche nach dem Täter. Die öffentliche Dramatisierung von Verbrechen im Berlin des Kaiserreichs, Frankfurt a.M. 2005.

31 Vgl. ausführlicher Evans, Tod in Hamburg; Dinçkal, Reluctant Modernization; Möhring, Marmorleiber; Wilson Jacob, Working Out Egypt: Effendi Masculinity and Subject Formation in Colonial Modernity, 1870-1940, Durham 2011, S. 65-155; Khaled Fahmy, al-Jasad wa-l-Hadatha: al-Tibb wa-l-Qanun fi Misr al-Haditha, Kairo 2005, S. 37-74.

32 Vgl. lediglich Sydney Mintz, Sweetness and Power. The Place of Sugar in World History, New York 1985; siehe überblicksartig auch Daniel Lord Smail, On Deep History and the Brain, Berkeley 2008, S. 174-187.

33 Vgl. insbesondere Sennett, Flesh; Rabinbach, Motor; Philipp Sarasin/Jakob Tanner (Hg.), Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung

Eine körpergeschichtliche Perspektive, wie sie der vorliegende Beitrag vorschlägt, lenkt den Blick dabei nicht nur auf Menschen und deren Körper – denn auch viele Tiere bewohnten oder besuchten, durchstreiften und durchwirkten die *Body Polis*. An deren massivem und permanentem Umbau und Ausbau waren diese häufig ebenso grundlegend beteiligt wie Menschen, gerade auch im 19. und 20. Jahrhundert, vor allem Lastpferde, darüber hinaus aber auch Esel und Zughunde.[34] Auf Marktplätzen, im Zirkus oder im Zoo entwickelten sich bestimmte Tiere zu regelrechten Kristallisationspunkten einer städtischen Unterhaltungskultur.[35] Andere Tiere hingegen konnten tief in das sogenannte Privatleben städtischer Kleinfamilien vordringen.[36] Tiere und deren Körper dienten der Arbeit oder der Ernährung, der Bekleidung oder der Wissenschaft, der Erziehung oder dem Vergnügen sehr unterschiedlicher Menschen – innerhalb häufig deutlich vielfältiger als außerhalb von Städten.[37] Diese Tiere waren nicht etwa Rest einer natürlichen Umwelt, so man diese Begriffe noch länger bemühen möchte, sie waren Teil einer urbanen Gesellschaft.

des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1998; Barbara Orland (Hg.), Artifizielle Körper – lebendige Technik. Technische Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive, Zürich 2005; Jürgen Martschukat, The Pursuit of Fitness. Von Freiheit und Leistungsfähigkeit in der Geschichte der USA, in: Geschichte und Gesellschaft 42 (2016), S. 409-440.

34 Vgl. ausführlicher Clay McShane/Joel Tarr, The Horse in the City. Living Machines in the Nineteenth-Century, Baltimore 2007.

35 Vgl. beispielsweise Kathleen Kete, The Beast in the Boudoir. Petkeeping in the Nineteenth-Century Paris, Berkeley 1994; Katherine C. Grier, Pets in America: A History, Chapel Hill 2006; Pascal Eitler, Tiere und Gefühle. Eine genealogische Perspektive auf das 19. und 20. Jahrhundert, in: Gesine Krüger u.a. (Hg.), Tiere und Geschichte, Stuttgart 2014, S. 59-78.

36 Siehe ausführlicher etwa Nigel T. Rothfels, Savages and Beasts: The Birth of the Modern Zoo, Baltimore 2002; Christina Wessely, Künstliche Tiere. Zoologische Gärten und urbane Moderne, Berlin 2008.

37 Vgl. insbesondere Chris Philo/Chris Wilbert (Hg.), Animal Spaces, Beastly Places: New Geographies of Human-Animal Relations, London 2000; Peter Atkins (Hg.), Animal Cities: Beastly Urban Histories, London 2012; Frederick L. Brown, The City Is More Than Human: An Animal History of Seattle, Seattle 2016; siehe hierzu auch Dorothee Brantz, Die animalische Stadt. Die Mensch-Tier-Beziehung in der Urbanisierungsforschung, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 39 (2008), S. 86-100; Pascal Eitler, Ambivalente Urbanimalität. Tierversuche in der Großstadt (Deutschland 1879-1914), in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 40 (2009), S. 80-93.

2. Körpergeschichte als Stadtgeschichte

Zwar bewegen sich die meisten körpergeschichtlichen Studien zum 19. oder 20. Jahrhundert innerhalb eines stadtgeschichtlichen Kontextes, es geht ihnen allen voran um urbane Akteure, urbane Institutionen, urbane Medien – etwa in Hinsicht auf das Gesundheitssystem, die Schönheitsindustrie, die „Sexuelle Revolution" oder das „New Age". In der Regel allerdings bieten Städte dabei nur einen blassen Untersuchungshintergrund und werden eher selten auch zu einem eigenen Untersuchungsgegenstand.[38] Westeuropäische oder nordamerikanische Städte beziehungsweise Großstädte markieren dabei üblicherweise die Messlatte für scheinbar wichtige gesellschaftliche Veränderungen: London, Paris, Wien oder New York avancieren auf diese Weise zu „Hauptstädten" oder „Schrittmachern" eines tiefgreifenden Wandels in „der" Moderne.[39] Dies erscheint uns in stadtgeschichtlicher Perspektive aus zwei Gründen zunehmend unbefriedigend.

Zum einen laufen körpergeschichtliche Studien in diesem Rahmen schnell Gefahr, eurozentristische und exotisierende Fragestellungen oder Forschungsergebnisse unintendiert zu reproduzieren.[40] Wer westeuropäische oder nordamerikanische Städte geradezu reflexartig als Idealtyp begreift, droht Städte in anderen Teilen der Welt in ein ebenso oberflächliches wie fragwürdiges Abhängigkeitsverhältnis zu rücken. Will die Forschung den wachsenden Ansprüchen an eine *global urban history*[41] stärker gerecht werden, so wird sie sich ausführlicher und unvoreingenommener auch Körpern beziehungsweise Körpertechniken außerhalb westeuropäischer oder nordamerikanischer Städte

38 Siehe beispielsweise auch Heiko Stoff, Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten. 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich, Köln 2004; Annelie Ramsbrock, Korrigierte Körper. Eine Geschichte künstlicher Schönheit in der Moderne, Göttingen 2011; Peter-Paul Bänziger u.a. (Hg.), Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015; Pascal Eitler, Körper − Kosmos − Kybernetik. Transformationen der Religion im „New Age" (Westdeutschland 1970-1990), in: Zeithistorische Forschungen 4 (2007), S. 116-136.

39 Vgl. beispielsweise Carl E. Schorske, Fin-de-siècle Vienna: Politics and Culture, London 1980; David Harvey, Paris. Capital of Modernity, New York 2006; Lenger, Metropolen der Moderne, S. 27-49; siehe auch Kenny, The Feel of the City, S. 1-6.

40 Vgl. grundlegend Edward Said, Orientalism, New York 1978; Dipesh Chakrabarty, Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference, Princeton 2000.

41 Siehe zur Debatte über *global urban history* etwa die Beiträge auf dem Global History Blog (www.globalurbanhistory.com) sowie Rebecca Madgin/Nicolas Kenny (Hg.), Cities beyond Borders: Comparative and Transnational Approaches to Urban History, Farnham 2015; Andrew Sandoval-Strausz/Nancy Kwak (Hg.), Making Cities Global: The Transnational Turn in Urban History, Philadelphia (im Erscheinen).

widmen müssen, etwa in Seoul oder Khartum, Kairo oder Taipeh.[42] Nicht selten wird die Forschung an dieser Stelle unter der Hand noch immer von modernisierungstheoretischen Überlegungen zum vermeintlichen Aufeinanderfolgen von bestimmten Entwicklungsstufen geprägt.[43] Nicht zuletzt zeitigt dieses Vorgehen äußerst problematische Effekte für vergleichende Untersuchungen, da gleichzeitige Entwicklungen in unterschiedlichen Städten ebenso wie Transferprozesse dabei häufig aus dem Blickfeld geraten.[44] Der Untertitel von Richard Sennetts bahnbrechender Studie spiegelt diesbezüglich eine weit verbreitete Vorannahme wider: Sennett nämlich scheint von Beginn an von einer kohärenten Geschichte „des" urbanen Körpers innerhalb „der" sogenannten „Western Civilization" auszugehen.[45]

Zum anderen könnte die Forschung vorab weniger selbstverständlich zwischen unterschiedlichen Stadttypen differenzieren oder gar hierarchisieren – so etwa zwischen vermeintlich stets richtungsweisenden Großstädten und angeblich eher randständigen Kleinstädten oder vernetzten „Handelsstädten" und deren angeblich isoliertem „Hinterland". Typologien sollten hier eher das Ergebnis einer Untersuchung darstellen als deren Anlage von Beginn an strukturieren.[46] Wichtige Veränderungen lassen sich nicht immer vorrangig oder zuerst in Berlin und Hamburg, sondern gegebenenfalls auch in Dortmund oder Göttingen historisch beobachten und kritisch befragen.[47] Ohne Zweifel wuchsen manche Städte eher in die Höhe,

42 Zu Khartum siehe Marie Grace Brown, Khartoum at Night: Fashion and Bodypolitics in Imperial Sudan, Stanford 2017; zu Kairo siehe Jacob, Working Out Egypt; Prestel, Die Reform der Stadtmänner; zu Seoul siehe Theodore Jun Yoo, The Politics of Gender in Colonial Korea: Education, Labour, and Health, 1910-1945, Berkeley 2008, bes. S. 161-191; zu Taipeh siehe auch den Beitrag von I-Wen Chang in diesem Heft.

43 Zur Diskussion des Konzepts der Moderne innerhalb der neueren Globalgeschichte siehe insbesondere Frederick Cooper, Modernity, in: ders., Colonialism in Question: Theory, Knowledge, History, Berkeley 2005, S. 113-152.

44 Zur Bedeutung der Untersuchung von Gleichzeitigkeit innerhalb der neueren Globalgeschichte siehe etwa Sebastian Conrad, What is Global History?, Princeton 2017, S. 63-67.

45 Vgl. diesbezüglich Sennett, Flesh.

46 Vgl. diesbezüglich etwa Nicolas Kenny/Rebecca Madgin, Every Time I Describe a City: Urban History as Comparative and Transnational Practice, in: Rebecca Madgin/ Nicolas Kenny (Hg.), Cities beyond Borders: Comparative and Transnational Approaches to Urban History, Farnham 2015, S. 3-23.

47 Vgl. ausführlicher Lenger, Metropolen, S. 18 u. 75-83; Clemens Zimmermann, Zeit der Metropolen. Urbanisierung und Großstadtentwicklung, Frankfurt a.M. 1996; ders. (Hg.), Kleinstadt in der Moderne, Stuttgart 2004; Meike Werner, Moderne in der Provinz. Kulturelle Experimente im Fin-de-Siècle-Jena, Göttingen 2003; Helmut Berking/Jochen Schwenk, Hafenstädte. Bremerhaven und Rostock im Wandel, Frankfurt a.M. 2011; siehe auch den Beitrag von Sascha Schießl in diesem Heft.

andere eher in die Breite, sogenannte „Bergbaustädte“ entwickelten sich mitunter anders als beispielsweise „Hafenstädte“.[48] Die Bedeutung dieses Umstandes für die Körpergeschichte aber gilt es jeweils konkret nachzuweisen und nicht generell vorauszusetzen.

Wenn wir in diesem Rahmen eine stärker stadtgeschichtliche Perspektive einfordern, so zielen wir nicht darauf, alle Forschungsergebnisse oder Fragestellungen stets exakt zu lokalisieren und von Stadt zu Stadt beziehungsweise von Raum zu Raum jeweils ganz neu zu verorten – das wäre oftmals kaum machbar und es wäre auch rasch nur noch wenig anschlussfähig an gesellschaftsgeschichtliche Fragestellungen in einem sehr viel umfassenderen Sinne. Wir optieren mithin nicht für eine innerhalb der Forschung kontrovers diskutierte Individualisierung jeder Stadt oder jeden Raumes.[49] Ebenso wenig plädieren wir dafür, die Körper- oder die Stadtgeschichte der Raumgeschichte unterzuordnen. Die Raumgeschichte beziehungsweise Raumforschung schenkt Körpern und Körpertechniken häufig zu wenig Beachtung und widmet den unterschiedlichen – insbesondere den jeweils erworbenen – Fähigkeiten von Körpern meist nicht genügend Aufmerksamkeit. Sie überschätzt nicht selten die Macht des Raumes.[50]

Letztlich viel fruchtbarer erscheinen uns demgegenüber Überlegungen und Untersuchungen zum Verhältnis zwischen Körper- und Stadtgeschichte auf der einen und Technik- und Dinggeschichte auf der anderen Seite beziehungsweise zu Städten als „Cyborgs“.[51] Im Anschluss an Donna Haraway oder Bruno Latour lassen sich Städte als hybride und dynamische Netzwerke allen voran aus Körpern und Dingen betrachten und in genau diesem Sinne als „Cyborgs“ bezeichnen.[52] So wie Tiere

48 Für einen Überblick über die wachsende Literatur zu Hafenstädten siehe Lasse Heerten, Ankerpunkte der Verflechtung. Hafenstädte in der neueren Globalgeschichtsschreibung, in: Geschichte und Gesellschaft 43 (2017), S. 146-175.

49 Vgl. lediglich Helmuth Berking/Martina Löw (Hg.), Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Frankfurt a.M. 2008.

50 Siehe einführend etwa Susanne Rau, Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Frankfurt a.M. 2013; Martina Löw, Raumsoziologie. Frankfurt a.M. 2001; Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008; Karl Schlögl, Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, Frankfurt a.M. 2006.

51 Vgl. beispielsweise Matthew Gandy, Stadt als Cyborg. Anmerkungen zu einer neuen Debatte, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 37 (2006), S. 100-113; siehe einführend auch Heiko Stoff, Eine Geschichte der Dinge und eine dingliche Geschichte des Menschen. Methodische Probleme, in: Christina Brandt/Florence Vienne (Hg.), Wissensobjekt Mensch. Humanwissenschaftliche Praktiken im 20. Jahrhundert, Berlin 2008, S. 43-65.

52 Vgl. insbesondere Donna Haraway, Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt a.M. 1995; Bruno Latour, Das Parlament der Dinge. Für eine

könnten auch Dinge dabei als – potentielle und situative – Aktanten beziehungsweise Akteure deutlich stärker berücksichtigt werden, neben Häusern oder Straßen auch Maschinen und Motoren, Alltagsprodukte und Konsumartikel, Wertstoffe oder Abfälle, sei es, dass sie innerhalb von Städten bestimmte Handlungsmöglichkeiten und Erfahrungsweisen eröffneten, sei es, dass sie diese erschwerten.[53]

Auf diese Weise versucht die stadtgeschichtliche Perspektive, die der vorliegende Beitrag diskutiert, den Blick für unterschiedliche Akteure und verschiedenartige Kontexte, neu auftretende Konflikte und vielfältige Differenzen zu schärfen. Es geht uns um die historische Spezifizität von Städten und deren jeweils ganz konkrete Effekte auf Körper – und umgekehrt. In genau diesem Sinne laden wir allerdings dazu ein, die Körpergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts auch außerhalb von Städten genauer zu untersuchen – nicht obwohl, sondern gerade weil das vorliegende Heft die *Body Polis* in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt.

3. Schlaglichter

Die Beiträge dieses Heftes werfen ganz unterschiedliche Schlaglichter auf die *Body Polis* und die Ko-Konstitution von Städten und deren Körpern. In seinen Überlegungen zu politischen Körpertechniken in Kopenhagen um 1900 weist Mikkel Thelle auf das breite Repertoire von körperlichen Aktivitäten hin, das Menschen zu politischen Zwecken nutzten. Auf diese Weise spannt er einen analytischen Bogen vom Gang zur Wahlurne, wie er sich als klassische Form der politischen Partizipation in Städten herausschälte, bis hin zu gewalttätigen Praktiken, die sich in dieser Zeit in Kopenhagen als Kennzeichen der Silvesternacht etablierten. Thelle plädiert vor diesem Hintergrund dafür, Körperpolitik nicht als Einbahnstraße zu verstehen und auf die Auswirkungen von Disziplinarregimen zu reduzieren, sondern die Handlungsmöglichkeiten einzelner Körper bei der Hervorbringung von Städten als politischen Räumen stärker in den Blick zu nehmen.

politische Ökologie, Frankfurt a.M. 2001; ders., Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, Frankfurt a.M. 2010.

53 Vgl. beispielsweise Frank Trentmann, Empire of Things: How We Became a World of Consumers from the Fifteenth Century to the Twenty-first, London 2016; Matthew Gandy, Recycling and the Politics of Urban Waste, New York 1994; siehe hierzu ebenfalls Arjun Appadurai (Hg.), The Social Life of Things: Commodities in Cultural Perspective, Cambridge 1988; Patrick Joyce, What is the Social in Social History?, in: Past and Present 205 (2009), S. 175-210.

Tanzen als urbane Körpertechnik steht im Zentrum des Beitrags von Linda Braun zu Berlin im Kaiserreich. Braun analysiert die vielfältigen Versuche von unterschiedlichen Akteuren, unliebsame Tanzarten wie den Cakewalk einzuhegen. Die Kontrolle bestimmter Tanzarten bediente sich dabei sowohl deren Standardisierung als auch deren Moralisierung. Braun zeigt, dass diese urbane Körpertechnik zu einer gesteigerten sozialen Entdifferenzierung innerhalb Berlins führen konnte. Gleichzeitig aber blieben gesellschaftliche Aushandlungsprozesse und Ordnungskategorien wie Klasse und Geschlecht für viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen häufig gut erkennbar in die tanzenden Körper eingeprägt.

In ihrem Beitrag zum Tanzen im kolonialen Taiwan, veranschaulicht I-Wen Chang, dass sich ähnliche Aushandlungsprozesse um urbane Körpertechniken auch im Taipeh der 1920er und 1930er Jahre entfalteten. Im Zuge der japanischen Kolonialherrschaft wurden neue Tänze und Tanzlokale in taiwanesischen Städten eingeführt. Diese Orte boten in den Augen vieler Zeitgenossinnen und Zeitgenossen einerseits eine Art von körperlicher „Befreiung“ gegenüber bis dahin vorherrschenden konfuzianischen „Zwängen“. Andererseits wurden diese Tanzarten von der Kolonialmacht aber auch als Teil einer Nutzbarmachung von weiblichen Körpern im Zuge imperialer Wertschöpfung verstanden.

Stefan Höhne zeigt in seinem Beitrag zur New Yorker Subway in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wie menschliche Körper die Ingenieure und Betreiber der U-Bahn seit deren Eröffnung beschäftigten. In diesem Zusammenhang, so Höhne, wurden Container-Subjekte erzeugt: Mit dem Aufstieg der Logistik konnten menschliche Körper als zu transportierende Blackboxes konzeptualisiert werden. Doch auch hier zeitigten urbane Körper von den Betreibern unintendierte Effekte. So bereitete das Verhalten der Passagiere den Betreibern durch die gesamte erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hindurch Kopfzerbrechen, was wiederum zu neuen Ordnungsversuchen in der Subway führte.

Abschließend wirft Sascha Schießl einen stadtgeschichtlichen Blick auf die „Sexuelle Revolution“ und den sich wandelnden Umgang mit Prostituierten in Göttingen in den 1960er Jahren. Sein Beitrag unterstreicht unter anderem die Bedeutung von urbanen Institutionen und lokalen Konflikten – auch außerhalb von Großstädten. In diesem Zusammenhang korrigiert Schießl eine allzu liberale oder auch homogene Sichtweise auf die „Sexuelle Revolution“ und betont deren ganz unterschiedliche Aspekte und Effekte. Für viele Prostituierte in Göttingen verbanden sich die 1960er Jahre weniger mit der soge-

nannten Emanzipation als mit einer neuerlichen Kontrolle von Frauen und weiblichen Körpern.

In ihrer Gesamtheit zeigen diese Schlaglichter, wie vielfältig die Ko-Konstitution von Städten und deren Körpern im 19. und 20. Jahrhundert war und wie unterschiedlich diese gesellschaftlich verhandelt wurde. Sie verdeutlichen, dass urbane Körper und Körpertechniken in vielen Teilen der Welt thematisiert und produziert wurden. In diesem Rahmen erschließt das vorliegende Heft die Spezifizität und Relevanz der *Body Polis* als Arena und Motor der *Body Politics*.

Pascal Eitler, contact: pascaleitler (at) web.de, Dr. phil., studied History, Sociology and Philosophy at the University of Bielefeld (Germany) and the E.H.E.S.S. in Paris (France). At the Center for the History of Emotions at the Max Planck Institute for Human Development in Berlin (Germany), he is currently working on a book project on the emotionalization and politicization of humans, animals and human-animal relations in the 19th and 20th centuries. His research interests include Body History, Animal History and the History of Emotions in the modern era, the History of Politics, the History of Religion and the History of the Self in contemporary history.

Joseph Ben Prestel, contact: joseph.prestel (at) fu-berlin.de, is Assistant Professor (wissenschaftlicher Mitarbeiter) of history at Freie Universität Berlin. He received his PhD from Freie Universität Berlin in 2015. His monograph 'Emotional Cities: Debates on Urban Change in Berlin and Cairo, 1860-1910' is forthcoming with Oxford University Press in fall 2017. Joseph's research interests include European History, Middle Eastern History, the History of Emotions, Urban History, and Global History.

Body Politics 4 (2016), Heft 7, S. 21-40

Tales from the Body Public: Corporeal Citizenship and Appropriation of Public Space in Copenhagen around 1900

Mikkel Thelle

English abstract: How can we approach the interaction between body and city as political? This article moves through a sequence of cases in which bodies - groups, crowds, or swarms of people - have affected the public space of Copenhagen around 1900. First, election day is investigated for its contradictory spectacle of the public egalitarian crowd and the singular subject of the secret ballot. The analysis then turns to political marches of the period, considering the way participants in these marches produced and appropriated their routes during the intensified political tensions of the 1880s and 1890s. The strange phenomenon of New Year riots at City Hall Square and the anarchist attack on the Stock Exchange, as the final examples, serve to show a pattern of bodily agency, on a scale from the least to the most contested crowdings. In this way, the article seeks to locate the body in the discussion of public space in cultural history that has for some time been focusing on materiality.

When the politics of urban space in the long twentieth century are discussed, it often seems that the body is central, yet invisible. The now well-established concept of a new "repertoire of political activism" in the modern city, for example, emphasizes how public space becomes defined by novel forms of social groupings – in strikes, charivari, and the like – through bodily practices.[1] Another concept of "contentious politics" point to ways in which claims are made by gatherings of bodies.[2] What is at stake in both cases, is the historical argument that the body, or multiplicities of bodies, which constitute modern cities, enter the stage of political struggle through the potential of a new urban space. The large, industrial city, in a way, creates an affordance or disposition for a whole new set of collective actions. At the same time, bodies as such are not explicitly part of this conceptualization – they are either objects of political intentions or containers of cultural layers of meaning. If we turn to another, later notion of urban politics as governmentality, the material spaces and technologies of the city come to the foreground. Here, in contrast to the "hard politics" of regulations and political rule, a softer form of government is found in the emergence of urban lighting, maps, censuses, and so on, resting on a notion that these public, spatial phenomena exercise a political agency through the distribution, categorization, and sorting of bodies. While this approach also analyzes bodies, it does so with an inspiration from Foucauldian

and postcolonial notions of power. The focus in this approach is on the apparatus that governs and not the agency of the bodies being governed.[3] Urban sociologists and geographers with an implicit historical perspective have also recently addressed city spaces as interwoven with ideas and paradigms of regulating bodies, but once again mainly by paying attention to the categories and systems that govern the body instead of focusing on the reciprocal negotiation of government that is prominent, for example, in cultural studies.[4]

By trying to address the intertwined relation of power and urban space, the following analysis is an attempt to look at the body as an object as well as an agent of urban space, emphasizing how reciprocity or negotiation is a key dynamic. The focus of this article is not just any urban space, but the streets and squares of Copenhagen that emerged as the city changed rapidly between the 1880s and the First World War. Following the demolition of the city's fortifications, increasing urbanization, and a new, liberal constitution that lead to the Free Trade Act of 1862, the Danish capital saw a growing number of bodies pouring into the city. The city's number of inhabitants, which had been at 100.000 in 1800, was almost quadroupled by 1900. The city's public spaces underwent significant change; for decades, new land was urbanized while new arrivals became citizens of the growing capital. In this period, a substantial part of Copenhagen's population was born outside of the city.[5]

Having introduced the outlines of Copenhagen's urban history, we can go one step further into the question of the body. The body, singular or multiple, can be approached as an agent of urban space, for example, through the notion of the spatial as something actively produced or reproduced. This concept has been advocated in different forms since Henri Lefebvre and has also been contested, following the emergence of the broad field of the so-called spatial turn.[6] Without pretending to cover the conceptual multitude in this discussion, it will be useful here to emphasize that in order to see the body-space relation more clearly, we might follow this notion of space as something that is constantly created and recreated through movement across different places. This understanding, which probably owes most to thinkers on the fringe of the spatial turn, such as Michel de Certeau and Tim Cresswell, has the strength of enabling us to see microscopic exchanges and social events as space-making processes, yet it is also a very situational and thus non-historical perspective. To understand how the body-space is enacted over longer periods of time, we should also understand the processes of path-dependency or affordance that make certain spatial practices more or less probable in certain places.[7] While urban history is often

investigated in terms of social or technological structures, the body as such is often lingering on the fringe or in the background, seen as something given, without having the potential to change urban space or being changed by it.

Drawing on these insights, this article seeks to analyze what is happening at street-level in the city, as a way of examining how bodies appropriate space and simultaneously leave behind traces or patterns of the governance of bodies. The "street-level", however, is a blurry concept. More precisely, we will see the level of practices in urban space, as it differs from the level or operation that configures or legally forms it. With Certeau, we can talk about the difference between tactic and strategical operations. In a heuristic way, this distinction between operations that configurate urban spaces (i.e. building, planning, materializing) and those practicing it (by way of walking, demonstrating, etc.) will guide the structure of this article.

The investigation will move through a number of cases from Copenhagen around 1900, where bodies came to negotiate these two positions. For the sake of clarity, the cases are ordered in a succession, in which the first one represent the closest conjuncture of the tactical and strategic – the most "legal" case so to speak – proceeding to cases of rising friction between the two, a growing "illegality" of bodily government. Thus, we will be able to see how the expanding group of Copenhagen citizens also acquired new positions – as voters, demonstrators, activists – forming a landscape of what we could call "corporeal citizenship".

Cultures of Voting

If we consider Europe in the second half of the nineteenth century, one way of practicing urban citizenship in public was the activity of voting. At the same time, elections turned out to be conditioned by an elaborate negotiation between body and space. Becoming a voter was in one sense the result of the legal construction of modern citizenship as it had been developing since the French Revolution. Along with this formation of a formal right, however, it also followed an intertwined process of shifting and layered bodily practices.

Voting practices developed and became formalized all over Europe, the United States, and colonial settings during the period, often in tandem with constitutional changes. In Denmark, with the Constitution of 1848, the constituency rose to about 15% of the Danish population, when all men over 30 became voters. One could point to this as a central

event in the history of corporeal citizenship, since now the amount of people being able to vote (earlier the constituency was below 3%) in itself became an issue of regulation and political attention. Elections from then on became a spectacle, where nominations, speeches, interpellations – that is, the questioning of the nominees – voting, and registering was a common, public activity. One source describes the assemblage of voting in a smaller town like this:

> On Election Day, a stage was erected at the square, where speeches were given by the candidates. This happened under shouting and interruptions from the crowd … a rotten apple could also find its way to the rostrum, even though the Police Chief sat in his fine uniform in the first row. There were always a lot of people assembled at the square that day and the peasants from the hinterland had been coming into town to give their vote, and often they were coming in great numbers. After the speeches, the candidates were interpellated by different organizations … then the voters went to the ballot in the gym hall of the school.[8]

Some prominent features are visible here: the festive situation of uproar and entertainment and not least the way political demonstration and election was tightly connected. We see groups of bodies performing a kind of hierarchy – the candidates, the crowd, the front row, the interpellators – distributed spatially at the town square. Some, maybe all, were dressed up for the occasion. What is not mentioned in the source is that in order to vote, people had to register their names and preferred candidate on a public list, visible for all. It was an all-public event, where government was enacted in a loosely ordered way, and where the spatial distribution of bodies – with the local elite in the front row for example – in a way mirrored the social distribution of everyday life. This would change, though, with the advent of a new voting practice that would become standardized and almost universal in its junction of public and private components of liberal freedom: the secret ballot.

Looking at the election as a corporeal claim to citizenship, it is useful to take the advent of the secret ballot in Denmark as a point of departure. Here, we can see changes in parliamentary politics transforming at the same time as the act of voting is witnessing a redistribution and reconfiguration of the body.

Scholarship widely agrees that the secret ballot first emerged in Australia in 1856 as a colonial innovation.[9] From then on, and through different processes, most major democratic states conformed to this practice. Ironically, France was the first to conceptualize it but among the last to practice it, in 1913.[10] Denmark was chronologically in the middle of this process, introducing the secret ballot in 1901 on the occasion of the "system shift" in Danish parliamentary history. After a

long period of temporary legislation based on a parliamentary minority, the principle of majority rule in political decision making was introduced and a more modern phase of elections began, in which the problem of government as well as the role of the body became a matter of intense negotiations.

The relation between modern democracy and the secret ballot is not just a legal-institutional question, but it is also a significant cultural assemblage. Bertrand, Briquet, and Pels describe this process, concluding that the secret ballot is "a specific emanation of a culture of modernity that consists of several different, sometimes separable and even contradictory traits".[11] Thus, while for example in Britain the secrecy of voting was suspected of facilitating fraud, in the southern United States it became a way to exclude the illiterate black constituency – and in this way, the "cultures of voting" are not united by a common reference to a universal, liberal freedom as many accounts of modernity claim. This aspect is only added later, becoming a retrospective layer of the narrative. What the different stories of the secret ballot have in common, though, are elements of material and spatial arrangements that were conformed through an accelerating, global attention and a mutual investigation of national procedures. In scholarship, the act of voting in this context is defined by a number of characteristics: The use of uniform, official ballot papers printed at public expense; secondly, the provision of ballot papers within the polling place; and finally, the use of devices to ensure secrecy when marking the ballot paper or inserting it into an envelope.[12] Especially prominent among these devices were the characteristic compartments, in which the voter's body was being confined with the ballot list, isolated from the crowd. Other components were also present, such as the gathering of voters lined up in queues or the election officials.

These components, though, had been already present for decades. Actually, the idea of secrecy in voting itself was part of ancient practices (even in Athenian ostracism there was an element of secrecy), but was being developed in relation to modern voting. In early modern European elections, the voter could enter a semi-detached booth on a public square, or use "voting windows" in public buildings. In the nineteenth century, the booth became located inside buildings, and in 1877, Belgium declared a national "secure voting" procedure built on British experiences, which later was to be adopted and developed in France in certain towns in the 1880s as the "isoloir". This is the kind of compartment we more or less know today, with a curtain keeping the voter out of sight during the "act".

Another component, whose secrecy and security received meticulous attention, was the material medium of voting. As we saw above, before the secret ballot, Election Day was a public event. People were voting by raising hands in the midst of a crowd with all the social dynamics connected to this, for example the affective transformation of many bodies "into one" as Elias Canetti has emphasized.[13] To avoid these "riot bodies", it was the intention to make the vote invisible and at the same time dissolve the crowd. The first solution was a ballot paper, that could be folded or somehow hidden, and on which voters could write the name of the candidate. This mutated into publicly printed lists of candidates, coming along with envelopes to ensure secrecy. Another invention, probably from South Australia, was the design of the ballot for the voter to only apply a cross in the appropriate field, partially based on concerns of illiteracy and legibility, but also being one of the key inventions among the industrializing techniques of voting that were to come.

In the isoloir and armed with the enveloped ballot paper, the voter was now an individual subject, his body in total isolation from public gaze, during the now very symbolic moment of performing the political choice. There are more components of this arrangement, but the central point is that we can approach it as a technology as well as a performance or exercise of citizenship in a broad sense. It is also important to note that it was at this point that the technology was employed in Denmark. As we can see in a drawing from the Ministry of Interior called "the arrangement", the movements and roles of the voter were organized in detail.[14] He, and after 1908 (women's suffrage for municipal elections) also she, moved through different spaces, providing identification, picking up the list, moving into the isoloir (or "voting room"), handing in the list, exiting. At each step, except for those in the isoloir, different observers and groups were present.

While one could get the impression that the drawing conveys the whole of the election day assemblage, this is far from the reality. In Denmark, as in many other places, the controlled, secret ballot was intended, as noted above, to undo the subversive festival of voting, but more likely it became another layer added to the existing practices. Even though, according to the literature, elections after the secret ballot became more peaceful, there was still a lot of activity in the city. At one Copenhagen polling station, 20.000 people had to make it through the arrangement during one day, which resulted in a specific space forming around the queue, with innkeepers bringing out beer, speeches being delivered, and other activities.

At another polling station on City Hall Square, this informal space expanded. The voting took place in the city hall, below ground, where the queue in itself contributed to the egality of the situation, with members of higher and lower classes lined up together. Just outside the polling station were people holding political signs and boys handing out leaflets for their party. This way, voting was a combination of celebrating public equality and isolating in individual invisibility.

Approaching the secret ballot as an arrangement of bodies and objects, we can see how this "technology of democracy" was subjectivizing in at least two ways. On the one hand, it subjected the voters' bodies to a rigorously ritualized and standardized choreography. On the other hand, it allowed these bodies to act as subjects "from below" by exercising their citizenship. With suffrage for women in 1915 (1908 for municipal elections) as well as servants and other groups, a new situation emerged with an expanding electorate. On Election Day, people had to meet as voters, symbolically stripped of social hierarchies and share the same space and the same choreography.

Navigating Space and Law: Street Demonstrations

Election Day introduced an assemblage of bodies, objects, and procedures that effectively produced a common space. These arrangements took place in public buildings and were part of the negotiation in this period surrounding the relations between citizens and public space. They were also strongly related to emergent practices of the streets and squares in the expanding city. As one Copenhagen resident remembered from an ordinary Election Day incident:

> When the Right [Conservatives] drove past in their propaganda carriages playing their horns, the fathers [of the quarter of town] urged their sons to bombard the wagon with stones, which they did with great pleasure.[15]

This small incident reflects a set of practices that pervaded the public spaces of the fast-growing Danish capital that could also be observed in other larger European cities during the same period. As the new, liberal ideas of the national constitution were still in the process of being defined, the governmental *dispositif* of the city was also in a state of being assembled, without many regulations or conventions.[16] To provide an example: It was only in 1863 that the city got a more modern police force, organized around strategies of discipline and public appearance instead of exposing and punishing enemies of the monarch.[17] Still at the end of the nineteenth century, the role of the

police in public space was not entirely clear, partly because rules and regulations of streets and squares had not been completely adjusted to the new, liberal paradigm. Just like small clusters of stone-throwing children could appropriate certain neighborhoods, other groups could also define how their bodily presence and tactical practices would unfold and assert political influence.[18] Just like the new police officers performed a presence in the city that tied their body closely to the order they were supposed to impose, their counterparts such as demonstrators and rioters simultaneously developed corporeal ways of opposing that order.[19]

Many of the more or less political corporations and established party organizations that came to play an important role in the nineteenth century became careful users of urban public space as a center stage for their diverse agendas.[20] Historical research indicates that public "spacemaking" was a significant phenomenon that became increasingly well organized during the last decades of the nineteenth century.[21] But as noted above, this period could also be seen as the incubation of new ways of claiming the city through bodily presence. While the voting body as we have seen was moving along regulated lines, performing equality, identifying itself as an individual citizen, and voting in isolation, other bodies were more informal in their movements.

Thus, the Danish historian Jens Toftgaard shows in his survey of political spatial strategies in Copenhagen that throughout the second half of the nineteenth century there was a long, stubborn struggle among the established political parties about urban space, in which the collective bodies of these political organizations were the primary tool. Studying public demonstrations and their routes over time, he shows how this struggle had two aspects: On the one hand, it dealt with access and dominance in parts of the city that had symbolical importance or were crucial for the mobilization of support. On the other hand, there was a negotiation between demonstrators and authorities about how to interpret and understand public mass demonstrations.[22] During the 1870s, political processions for the first time began to be a goal in itself, and elements of bodily choreography emerged. The Social Democrats now used military terms in speeches and their press to describe their presence – marching, headquarters, front – and specific positions were marked as important parts of the collective body. One of these was the standard-bearer. Chosen among the most trusted members, preferably a strong craftsman, this person would lead the march, carrying the red standard, and he would be protected in cases of disturbances, for example in conflicts with the police.[23]

How, when, and where was it acceptable to use public space, and for whom? Toftgaard concludes that the Social Democrats to a large degree conquered public space as well as political influence, preceding their emergent dominance in the city council that became manifest just after 1900.[24] This was due to a strong culture of mobilization and organization, but also relates to the second aspect in the sense that the Social Democrats employed a strategy of negotiation that made public demonstrations an accepted and established part of urban life by the turn of the century.

Following the Paris Commune and other European experiences, the authorities were also very attentive, if not anxious. On May 1st, 1890, there was actual fear of a revolutionary situation. The municipality and the Ministry of War struck up an alliance to prepare all police forces and parts of the army in order to meet this perceived threat, but the demonstrations proved to be peaceful.[25] In the following decade, strikes and demonstrations persisted, one of them leading to the largest industrial conflict in the country's history, when following a strike in the spring of 1899, the employers' association organized a lockout from May to September. The conflict ended in the "September Settlement", forming an agreement between parties of the labor market that set the framework for more peaceful negotiations, called the "Labor Market Constitution", one of the first of its kind in Europe. With this development, the contentious practices of strikes and workers' protest became somehow bounded within a set of rules that was continuously negotiated with the authorities.

The negotiation and legalization of public demonstrations coexisted with another form of public protest connected to the industrialized city, namely the strike. During the nineteenth century throughout Europe, emergent workers' organizations developed forms of action for conflicts in the labor market, embedded in a still more tight, international network.[26] Within the public spaces of the growing cities, new forms of conflicts and performances took shape in what Charles Tilly has called "contentious politics", emphasizing the point that public gatherings and practices in themselves began to be an organized political claim or contention, shaping a whole new repertoire of activism that was not available before.[27]

In Denmark, of which Copenhagen was the most significant arena, this process showed new configurations of bodies, to be observed and experienced in public space. With the emergence of the Danish labor movement in the 1870s, for example, a strike among masons led to a large gathering at the Commons, an open field on the outskirts of the capital. The police and military attacked and dissolved the gathering in a

hitherto unseen violent clash, leading to the arrest of the movement's leadership, with the controversial forced emigration of Louis Pio to the United States as a result.[28] This "Battle at the Commons" became an important narrative for the labor movement in terms of the power of public action. With the internationally initiated demonstrations on the 1st of May, they had a way of developing this tool. Here, the demonstrating crowd formed as the mass that Canetti writes about, with a strong agency of its own, hard to control from within or without. But there were other formations that we can trace in the sources as well, namely the swarm. One of the riding police officers at the Commons noted in his report how small groups of people emerged out of the mass only to dissolve when they were approached. He termed this phenomenon "swarms".

The New Year Riots: Carnivalesque Violence

The swarm seems to have been one of the more informal ways of appropriating urban space that came to the fore in nineteenth-century Copenhagen. As I have shown elsewhere in more detail, one of the cases that shows swarms as well as the mass are the strange event of the recurring riots taking place on New Year's Eve from the year 1900 onwards.[29]

"Files put aside regarding New Year's Eve" - this is the heading of a collection of documents in the Danish National Archives, assembled by the secretary of the Director of Police, Eugen Pedersen, from 1901 to 1919. The files were kept in the director's personal archive, in his office, saving them from the extensive discarding of Danish police archives. These sources present urban riots as an instance of what I will call "subversive mobilities". In an almost carnivalesque mode, the participants in these events turned daily hierarchies and identities upside down and appropriated the space of City Hall Square, the square we have met earlier as an important space on election day.

Before analyzing these events, let us try to investigate one episode, the New Year of 1903-04, one of the years when the subversive movements were at their height. We enter the action on the night of December 31st 1903 and January 1st 1904. Firecrackers had been thrown throughout the Danish capital on the preceding days, an action that was concentrated around the city's usual "trouble zones". Barrels of garbage had been burned in the streets and bonfires lit, while the citizens had been ignoring police officers, busily running from place to place. During the afternoon and evening, people began pouring into the new center of

town, a former Hay Market on the old fortification area. This was a place so recently created that it had been given the name of City Hall Square only a few years before. Thousands of citizens and visitors from the hinterlands came to the area during the evening. In waves, they followed the rhythms of trains arriving at the city's central station just to the west and the tramways of which City Hall Square was the central node. One newspaper described the scene, the journalist positioned in the tower of the City Hall:

> Over a quivering mob that counted thousands, the City Hall raised its dark silhouette, where the dials popped out like burning eyes, while the hotels Bristol and Metropol shone in fire and light.[30]

As night fell, events gathered momentum. The crowds in the square became electrified, as if charged from the circuits around them. As the bells rang, the square exploded in a multiplicity of movement. A journalist of the Copenhagen-based newspaper *Politiken* wrote:

> The first strokes of the bells signaled a deafening bombardment ... smoke covered the whole square ... bloody noses, black eyes and loose teeth were everywhere. Women fainted, gentlemen became hysteric and fought with their walking sticks.[31]

Another observer wrote that "the electrical posts became filled with people ... one man jumped onto a pillar reciting while others, their coats inside out, played comedians … everything was total anarchy".[32] For more than an hour, this sudden outpouring of energy held the square in uproar. Fireworks became weapons, burning the dresses of women, sliding on the surface of the square or being thrown through smashed windows into the trams. By disconnecting the driving poles, participators not only stopped the tram wagons, but also extinguished the light inside and terminated the electric mechanisms that could open the doors. Nine or ten tram wagons were disconnected in this way, left standing silent, dark and crippled with the doors blocked by the rioters. The crowd attacked the vehicles, tore parts off the wagons and tossed them across the square. Lampposts, fire alarms, and shop windows were smashed, carts with wooden planks driven to the center of the square and set on fire. Families became divided, only to find each other in the morning. Fences were ripped out of the ground and used as barricades. Several observers noticed that many rioters turned the inside of their coats and caps out and that there was shouting and performances. Ladies were being "offended", in most cases being pushed or embraced, in other cases in a more violent manner. In one instance, women got

their clothes and underwear torn so violently that their pubic hair was attached to the garments when collected as evidence.

At about two o'clock in the morning, the core of the rioters was backing out from City Hall Square and towards a broad shopping street nearby. This strange riot ended as suddenly as it had begun. Over the next few days, the event was covered extensively by the press. All kinds of explanations were offered for the event, suggesting that nobody could quite comprehend what had happened. Though some press articles reported on injured people, this does not seem to have been the priority of journalists. Police reports from the night likewise devote little space to describing physical injuries. Over 600 fines had been handed out that night, more than in any previous riot, yet few had been arrested. Most people had thrown fireworks or damaged the urban public infrastructure.

What had happened on this night? The incidents were not unique. Sources point to New Year 1900 as the first case of unrest and probably the beginning of the practices that are described in the preceding passages. We can see how the police were very attentive during each incident, having all personnel on the streets, yet only to contain the riots, not to actually stop them.[33] The square was too large an area for authorities to control, which allowed for the participants to appropriate the space for one night each year. These practices were to repeat and evolve for the next twenty years, being documented until 1919. In memoirs from the time, we can follow how the spectacle developed into a form of entertainment called the "Copenhagen Trouble" that people had to experience, often as part of their adolescence. One author recalls, for example, that "when I had been confirmed, my parents allowed me to attend the City Hall Square [incidents] at New Year".[34] Another author writes how "my mom and dad wanted to go and see the [Copenhagen] Trouble, and they let us children come along".[35] These and other sources suggest how the appropriation of City Hall Square became ritualized, turning into a part of the identity and narrative surrounding the city's public space. Still today, New Year is being celebrated here, and the now entirely ritualized spectacle is being broadcasted on national TV.

It is possible to interpret the relation between body and space in this context through the anthropological conceptualization of affordance. Through repeated and habitualized events, the space of City Hall Square was turned into a space of "contained trouble" by way of the mass of bodies that filled the square. As these practices became established, they came to carry a narrative that in turn attracted swarms of spectators, who over the years became part of the event itself. The swarms, briefly mentioned above, represented an interesting bodily appropriation in

themselves: While the mass, or the large crowd dissolved the individual body into a larger, collective with its own rules and mechanics – as in Canetti's categories for instance – the swarm was an in-between. Here, the crowd dispersed quickly, only to take shape again in another location. In the case of the Copenhagen Trouble, this tactic was so strong that the police copied it from the rioters in order to actually contain the event.[36] Thus, the individual and collective body were in a dynamic interplay that allowed confusing the authorities, as we will see below. Furthermore, the swarm gave room for what recent social and political theory has called emergent systems, that is, a form of decentralized self-government, without an internalization of a dominating paradigm or *dispositif*.[37] The swarm is an unruly, dissolvable, and confusing cluster of bodies and in the case of the Copenhagen Trouble it worked in relation to the larger mass occupying City Hall Square.

In this way, the (large) space – the square – that was created for monumental purposes came to afford the unruly crowd, because the amount of bodies that it could contain was so large that control by authorities was impossible. By integrating the unruliness in a theatrical narrative, with bodies represented as actors, it became domesticated or at least pacified as a threat to public order. A negotiation had established the New Year Riots as a less regulated spatial practice, as long as it was kept inside its borders in time and topography.

Irony and Violence: Syndicalist Copenhagen

In the rioting above, there was no real objective or intention driving the spectacle – it shared characteristics with what Canetti calls the "Reversal Crowd", since the relation of power changed, but in unclear ways. One of the central prerequisites for things to happen was simply for a sufficient amount of bodies to locate themselves in the large square at the same time. Then the logics of the crowd and of the swarm could begin to work. The New Year crowd's lack of direction also showed itself in the way violence was part of the riots. People got hurt, but only in random affects or accidents. Bodily violence was present, but it wasn't dominating and it seemed arbitrary. Thus, we can see the riots as another category alongside voting or political demonstrations.

In the following case, however, violence played a more central role. Following the economic crisis after the First World War and the Bolshevik Revolution in Russia of 1917, workers' organizations in Copenhagen had begun in the winter of 1917-18 to gather and discuss radical means of demonstrating. Especially the socialist workers' faction

called the syndicalist movement propagated what it described as “direct action”, a way of attracting attention to political questions. In February, a large group took to the streets departing from two different locations of workers’ union headquarters. They had started a rumor that the procession would go towards the Meat Exchange in the western part of the city to protest against rising meat prices, knowing that civil police officers and secret informants would pick up this information. But only a small group leading the demonstration knew what was planned.[38] Halfway, they suddenly changed direction and walked towards the Stock Exchange instead, targeting the stockbrokers as those responsible for the unjust distribution of goods after the war. Arriving there, they surprised the personnel and got access to the building.

It was at Shrovetide and there was a custom of “tilting a barrel”, where children hit at a barrel until it breaks and sweets fall out. For this ritual, small clubs were sold in Copenhagen shops, and on the way, a small group had acquired a number of clubs. Surprising the guard at the Stock Exchange, they drew the clubs, chased the stockbrokers out, and shouted “out you bandits, the shop is closed by the workers”. Soon the building was empty and the police that had been gathered at the Meat Exchange arrived. After a short fight, the demonstration was dissolved. In this way, we can follow this rather large group (maybe 5.000 bodies), meeting from different starting points, following a smaller leading group. Without anybody knowing exactly what would happen, the leading group suddenly changed the direction and some stopped by a toy store to get clubs; close to City Hall Square, a small group of policemen tried to stop the group, but without luck. Then the chase of stockbrokers and signposting broke loose. The choreography of bodies and conflict seems here more theatrical and playful, maybe even with its own ironic twist: Chasing the merchants from the temple (of profit) with children’s toys.[39]

The event caused an emotional tension in the capital that would last for most of the year. In November, the oppositional workers’ organizations called for the release of German revolutionaries, such as Karl Liebknecht and Rosa Luxemburg, along with the Danish syndicalists that had been imprisoned since the Stock Exchange event. At the city’s vegetable market, speeches were given peacefully, but conflict began when the personnel of the passing trams refused to participate in the strike. Trams were stopped and one socialist leader, Johannes Sperling, rose to the roof of one of them and gave an unannounced speech, while police and demonstrators engaged in heavy clashes. Sperling was dragged down, which fueled the conflict. The confrontations would last four days in the quarter around the vegetable market and further into

the working-class quarters, where large numbers of cobbles and stones from the local construction sites were collected as weapons. About a hundred policemen were wounded, several hundreds of citizens were hospitalized, and fifty were arrested.

These ways of practicing more violent events with a spectacular, communicative effect were to some degree related to anarchist practices as they could be witnessed in Europe during the nineteenth century.[40] The contemporary criminologist Cesare Lombroso compared the French anarchist violence to an outbreak of cholera – it spread like a contagious disease, causing anxiety and affect in public space. The anarchists were performing a kind of spectacular or "phenomenal" violence as Nigel Thrift would call it, in which irony and theatrical elements were central. In Copenhagen, this kind of spectacle was not widespread, but in the two cases mentioned above, the syndicalists used it as a tactics for getting attention to their cause.

Perspective: A Body Public?

How can we understand these practices of bodily appropriation? Obviously, what appears here is not the kind of public sphere that emerges from the thinking of, for example, Jürgen Habermas, who conceptualized the bourgeois elite as forming a space for civilized, critical discussion in coffee houses and the press. The choreographies of bodies, either lining up for election, participating in festive riots, industrial conflicts, or sheer street fighting seem to be almost antagonistic to the civilized dialogue that became the ideal for the rights and duties of the citizens of the modern city as they appear in the liberal tradition of citizenship.

However, there is apparently something in these practices that influenced and negotiated public space, which was also tied to the meaning of being a citizen. If we accept this assumption, we can further propose that the practices we have seen in the empirical examples, even though they were related to earlier phenomena, were new in scope, organization, and tactical tools. We could talk of a new spatial politics of the modern city and/or citizen. This is already suggested as by the concepts of new "repertoires" or "contentious practices", but we could suggest some further conceptual reflections towards a notion of citizenship as a spatial and bodily practice. First of all, there is the question of agency. Citizenship in a broad sense is enacted through formalized rights and duties as in the liberal tradition, but also in a less articulated sense by participation and claim-making in public spaces. If

we follow the latter perspective, we can approach the cases above as incidents of bodily practices negotiating the public sphere. The New Year riots, for example, changed City Hall Square from being a zone for bourgeois promenades to an almost ritualized area of festivals for citizens of all social backgrounds and, furthermore, from a controllable to an uncontrollable space, even if only on one night each year. By turning to the concept of "affordance" as it has been used in social anthropology, we can see how material space can change its capacity without any formalized change of rules or the physical urban fabric.[41]

In this way, space is practiced and affected by those using it – the strategic operations that configured it are met by the tactical operations of everyday life, as in the case mentioned above when certain parts of the city become central routes for political demonstrations.[42] If we try to think of citizenship as something produced by acts of bodies in space, we can look at the empirical cases and notice that there are many versions. Appropriation of public space is practiced or "done" in multiple ways, and in each case it is different, also as an ontological category, as suggested by Annemarie Mol.[43] If we were to follow this praxeographic approach all the way, though, we would have trouble linking the concept of citizenship to the more general notions of in- and exclusion which are also central to the concept. Also, if we want to come closer to the continuum between individual and collective that is critical for this discussion, the notion of an infinite multiplicity of citizenships would come in the way. But so far, we can suggest that bodily practices can change public space and that these practices work in multiple ways.

Another perspective is possible through the consideration of violence. As we can expect for each of the empirical cases, violence becomes more prevalent, suggesting that violence is related to the distance between strategic and tactic operations. But looking from the vantage point of corporeal citizenship, the approach of this article also highlights an agency of what we could call subjective violence. In neo-Marxist theory, such as that of Slavoj Zizek, the violence that we see happening between subjects or bodies on the street is just an expression of the more important, structural violence pertaining to the conflict inherent in capitalist society.[44] Notwithstanding the importance of this structural aspect, we can see here that the actual, visible violence, or bodily practices more broadly, have important effects in themselves. They cause deep anxiety among authorities, they change affordances of spaces, and they are exercised in order to change or uphold existing social hierarchies. Thus, corporeal citizenship provides the subject, individual or multiple, with agency.

As we saw in the case of the secret ballot, the execution of citizenship included an extreme individual act, the vote itself. At the same time, there was also a very collective moment in the "arrangement", when voters met in the grand hall to perform the very same procedures regardless of social status. These two components can somehow serve as a metaphor of two traditions in the thought of citizenship. In the liberal tradition, the right is provided for a group, the citizens, but in the end it is an individual choice that should not be influenced by others. In the later, post-structuralist tradition, ideally, the acts of citizenship are performed among others.

In summing these theoretical perspectives up, the question remains how a notion of an embodied public space can contribute, for instance to the cultural history of the city. In order to consider this point, we can return to the introductory notes of this article on urban history, politics, and the body. The field around cultural theory and governmentality was briefly mentioned and if we draw on the comments above and the empirical cases presented, we can now propose how attention to the body could enhance the analytical perspective of this field in cultural history. One prominent proponent of this field is the historian Patrick Joyce and his approach to the modern, liberal city as a series of "ordering processes" - sanitary, moral, aesthetic, and social.[45] The argumentative force of Joyce's approach is a very convincing integration of urban materiality into the Foucauldian idea of govermentality, especially with an emphasis on the agency of very ordinary things related to the city: sewers, lampposts, and maps, for instance, provide his analysis of liberal power with a deeper and more interesting texture.[46] Also, as noted by other urban historians, his approach brings in new spaces as sites for the workings of liberal power, such as slaughterhouses and train stations, pointing to these as assemblages of discourse, experience, and materiality.[47] But while Joyce can get close to an urban experience through material objects, the actual subjects for whom these experiences happened remain rather obscure, as critics have noted.[48]

If we take Joyce as a representative of a more recent cultural history of the city, influenced by governmentality and the material turn, we can maybe suggest a position for the body in this. If one was to take the perspective of corporeal citizenship or the body public as suggested in the small empirical cases presented in this article and integrate this perspective into more comprehensive research, an overlooked perspective could become accessible, namely the political agency of the body within the production of urban space.

1 Eric Hobsbawn, *The Age of Revolution* (London: Weidenfeld & Nicholson, 1962).
2 Charles Tilly, *The Rebellious Century* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 1975).
3 Benedict Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism* (London: Verso, 1991); Chris Otter, *Victorian Eye : A Political History of Light and Vision in Britain, 1800-1910* (Chicago, IL: University of Chicago Press, 2008).
4 Loïc Wacquant, 'Marginality, Ethnicity and Penality in the Neo-Liberal City: An Analytic Cartography', *Ethnic and Racial Studies* 37 (2014), 1687–1711; Richard Sennett, *Flesh and Stone: The Body and the City in Western Civilization* (London: Faber, 1996); Stephen Legg, 'Governing Prostitution in Colonial Delhi: From Cantonmen Regulations to International Hygiene', *Social History* 34 (2009), 447–67.
5 Hans Chr. Johansen, *Danish Population History 1600-1939* (Odense: University Press of Southern Denmark, 2002).
6 See for example Henri Lefebvre, *The Production of Space* (Oxford/Cambridge, MA, USA: Blackwell, 1991); David Harvey, *Rebel Cities. From the Right to the City to the Urban Revolution* (London/New York: Verso, 2012); Doreen Massey, *For Space* (London: SAGE, 2005); Edward Soja, *Postmetropolis* (Cambridge, MA: Blackwell, 2000).
7 Michel de Certeau, *The Practice of Everyday Life* (Berkeley, CA.: University of California Press, 1984); Tim Cresswell, 'The Vagrant/Vagabond. The Curious Career of a Mobile Subject', in *Geographies of Mobilities: Practices, Spaces, Subjects*, ed. by Tim Cresswell and Peter Merriman (Farnham: Ashgate, 2011); Anique Hommels, *Unbuilding Cities: Obduracy in Urban Socio-Technical Change* (Cambridge, Mass.: MIT Press, 2005); Tim Ingold, *The Perception of the Environment. Essays on Livelihood, Dwelling and Skill* (New York: Routledge, 2011).
8 Sigurd Jensen and Claus M Schmidt, *Rammerne Sprænges. Københavns Historie Bd. 4, 1830-1900*, ed. by Erik oa. Kjersgaard (København: Gyldendal, 1982), IV., Erindring nr. 738, Aksel Melby Pedersen, s.8, Københavns Stadsarkiv.
9 Malcolm Crook and Tom Crook, 'The Advent of the Secret Ballot in Britain and France, 1789-1914: From Public Assembly to Private Compartment', *History*, 92 (2007), 449–71.
10 Enlightenment thinkers such as Delacroix had described the idea already in the early 18th century.
11 Romain Bertrand, Jean-Louis Briquet and Peter Pels, 'Towards a Historical Ethnography of Voting', in *Cultures of Voting. The Hidden History of the Secret Ballot* (London: Hurst & Company, 2007), 1–15 (3).
12 See Malcolm Crook, 'Reforming Voting Practices in a Global Age: The Making and Remaking of the Modern Secret Ballot in Britain, France and The United States c.1600-c.1950', *Crook, Tom*, 212 (2011), 201.
13 Elias Canetti, *Masse und Macht* (Frankfurt am Main: Fischer, 1980).
14 Danish State Archives, coll. of Municipal elections 1901-1902.
15 Memoir 1457, p. 7, Eiler Christoffersen, Copenhagen Municipal Archives.
16 John Pløger, 'Foucault's Dispositif and the City', ed. by Jean Hillier, *Planning Theory* 7 (2008), 51–70.
17 Henrik Stevnsborg, *Politi 1628-2007* (København: Samfundslitteratur, 2010); Jørgen Mührmann-Lund, '"Efter ethvert steds særdeles omstændigheder": Politi og lokalsamfund under den danske enevælde.', *Temp*, 9 (2014), 68–91; Karl Peder Pedersen, *Kontrol over København: Studier i den sene enevældes sikkerhedspoliti 1800-48* (Odense: Syddansk Universitetsforlag, 2014).

18 Leif Jerram, *Streetlife: The Untold History of Europe's Twentieth Century* (Oxford: Oxford University Press, 2013), 14; Sophie Watson, *City Publics : The (Dis)enchantments of Urban Encounters* (London: Routledge, 2006).
19 Mikkel Thelle, 'Subversive Mobilities: The Copenhagen Riots 1900-1919', *Transfers. Interdisciplinary Journal of Mobility Studies*, 3 (2013), 7–25.
20 Erving Goffman, *Behavior in Public Places: Notes on the Social Organization of Gatherings* (New York: Free Press, 1963).
21 Stephen Carr, *Public Space* (Cambridge/New York, NY: Cambridge University Press, 1992); Madeleine Hurd, 'Class, Masculinity, Manners, and Mores. Public Space and Public Sphere in Nineteenth-Century Europe', *Social Science History*, 24 (2000), 75–110; Thomas Bender, 'The New Metropolitanism and the Plurality of Publics', *Harvard Design Magazine*, Winter/Spr (2001), 6–17.
22 Jens Toftgaard, *Kampen Om København. Magt og demokrati i byens rum 1870-1901* (Selskabet til Forskning i Arbejderbevægelsens Historie, 2008), I.
23 Toftgaard, 45.
24 Toftgaard, 97
25 Morten Thing and Flemming Hemmersham, *1. Maj 1890: Et Dokumentarium* (København: Selskabet til Forskning i Arbejderbevægelsens Historie, 1990).
26 Klausen i Flemming Mikkelsen, *Protest Og Oprør - Kollektive aktioner i Danmark 1700-1920*, ed. by Flemming Mikkelsen (Aarhus: Modtryk, 1986), 134ff.
27 Charles Tilly, *Contentious Performances*, *Cambridge Studies in Contentious Politics* (Cambridge: Cambridge University Press, 2008).
28 Morten Petersen, 'Oprørere. Skæbnefortællinger om danmarkshistoriens tolv største rebeller' (København: Aschehoug, 2006).
29 Thelle, 'Subversive Mobilities: The Copenhagen Riots 1900-1919.'
30 *Berlingske Tidende* 2th of january 1904, own translation. Cited in Mikkel Thelle, 'København 1900. Rådhuspladsen Som Laboratorium for Den Moderne Bys Offentlige Rum' (Københavns Universitet, 2013), 159.
31 *København* d. 1. januar 1904, own transl.
32 *Social-Demokraten* d. 1. januar 1904.
33 Thelle, 'Subversive Mobilities: The Copenhagen Riots 1900-1919', 17.
34 Copenhagen Municipal Archives, memoir collection, Rybo, J., nr 1823, 22.
35 Copenhagen Municipal Archives, memoir collection, Rasmussen, Martha, nr. 1675 p. 10
36 Thelle, 'Subversive Mobilities: The Copenhagen Riots 1900-1919', 17ff.
37 Eugene Thacker, 'Swarming: Number versus Animal?', in *Deleuze and New Technology*, ed. by Mark Poster and David Savat (Edinburgh: Edinburgh University Press, 2010), 161–84; Antonio Negri and Michael Hardt, *Multitude* (London: Hamish Hamilton, 2004).
38 See the memoir of the leading actor, Andreas Fritzner http://www.leksikon.org/art.php?n=2820 (in Danish, accessed 16th of July 2015). He is talking about consciously spreading a rumour, while memoirs from police officers, for example, tell a different story.
39 This interpretation is not explicit in the sources though.
40 Julian Brigstocke, 'Defiant Laughter: Humour and the Aesthetics of Place in Late 19th Century Montmartre', *Cultural Geographies*, 19 (2012), 217–35.
41 Caroline Humphrey, 'Violence and Urban Architecture: Events at the Ensemble of the Odessa Steps 1904-5', in *Locating Urban Conflicts. Ethnicity, Nationalism and the Everyday* (Cambridge: Palgrave Macmillan, 2011), pp. 37–56; Ingold; James Gibson,

'The Theory of Affordances', in *Perceiving, Acting and Knowing. Towards an Ecological Psychology*, ed. by Robert Shaw et al. (New York: Hillsdale, 1977).

42 Henrik Vigh, 'Motion Squared. A Second Look at the Concept of Social Navigation', *Anthropological Theory*, 9 (2009), 419–38; de Certeau, *The Practice of Everyday Life*.

43 Annemarie Mol, *The Body Multiple. Ontology in Medical Practice* (Durham, NC: Duke University Press, 2002).

44 Slavoj Zizek, *Violence. Six Sideways Reflections* (London: Profile, 2008).

45 Patrick Joyce, *The Rule of Freedom. Liberalism and the Modern City* (London: Verso, 2003), 223.

46 As noted in Jordanna Bailkin, 'Patrick Joyce, The Rule of Freedom: Liberalism and the Modern City', *European History Quarterly*, 35 (2005), 591–93.

47 See for example Kate Hill, 'Tales of the City. Discourse and Governance in Victorian Britain', *Journal of Urban History*, 34 (2007), 154–60.

48 An example could be Paul Cohen, 'The Rule of Freedom, Review', *The American Historical Review*, 109 (2004), 151–52.

Mikkel Thelle, contact: iksmikkel (at) cas.au.dk, is an urban historian with a focus on cultural and technological history. Beginning with projects in museums and exhibitions, the industrial and post-industrial city has been central to his work, which led him to integrate cultural and spatial theory. Related to this research interest, he has been also pursued questions of the body in public space through a study of riots and conflicts and publications on passenger experiences and urban consumption. Mikkel is associate professor at Aarhus University, Denmark, and director of the Danish Centre for Urban History.

Body Politics 4 (2016), Heft 7, S. 41-62

Dancing in Step with Society: American Popular Dances and the Urban Body between Regulation and Amusement in Imperial Berlin (1900-1914)

Linda Braun

English abstract: This article analyzes the urban body in Imperial Germany through the lens of an integral part of night life: popular dancing. In the first decade of the twentieth century, American popular dances appeared in Berlin and other European metropoles. The cakewalk and various step dances replaced the established tradition of popular dancing: In general, American popular dances did not follow a choreography but instead allowed the leading (usually male) dancers to experience more autonomy and combine figures more freely. The dancing bodies moved into more directions than previously with the waltz. Even more importantly, individuals from different social strata enjoyed the same dances, often in the same locations. Such concepts and social practices of popular dancing might suggest that American dances softened or transformed social distinctions. This article shows that a new physicality of dancing, the accessibility of American popular dances to all social strata, and the possibility of learning the new dances via imitation did not change social behavior in Berlin's dance halls. In Berlin, dancing bodies moved in new ways but previously established social distinctions continued to limit contact between social strata: Urban bodies danced in step with German norms.

At the beginning of the twentieth century, dance halls spread rapidly in different areas of Berlin and were often described as "marvellous pleasure-palaces that spring up like fungi, and fill the night with feverish colour and perfume."[1] Quite a few venues were located close to Friedrichstraße, a space of leisure in the center of Berlin at the "border between the eastern, manufacturing and trading and the western, consuming" part.[2] A conglomeration of leisure spaces enabled people to spend the whole night in restaurants, bars, cabarets, operas and dance halls where they could socialize until the early morning hours.

Night life in Berlin started with going out to a restaurant at around seven o'clock and was followed by visiting the theater, cabaret or cinema before entering a new phase: Berliners and tourists often went

1 Herman Scheffauer, "The City without Night: Berlin 'Twixt Dusk and Dawn'," The Pall Mall Magazine 53, no. 251 (1914): 277-291, here: 277.

2 Translations of German quotes are mine – LB. Hans Ostwald, Berlin und die Berlinerin: Eine Kultur- und Sittengeschichte (Berlin: Haus Bondy, 1911), 56.

to one of the crowded dance halls.[3] According to actress and journalist Else Marland, these sites provided an atmosphere of "shining light, magnificent evening dresses, the odor of cigars and sparkling life."[4] One of the most popular dance halls in the center of Berlin was the Palais de Danse in the Metropolpalast, which also contained a theater and multiple restaurants.[5] Here, guests entered a room of "baroque sumptuousness with gilding, wall paintings and fans."[6] In the atmosphere of endless dancing accompanied by an excellent orchestra of twenty-five men and the excessive consumption of champagne and wine, "[o]ne does not think any longer about the world order or anything else […] but just about the enchanting, fascinating colorfulness of the moment," gushed one patron.[7]

The previously quoted impressions of dance halls show that contemporaries perceived these urban spaces as 'the other,' as a contrast to everyday life that provided the opportunity to 'step out.' However, by analyzing fashionable dances, their standardization, and the way they were perceived by dancing instructors, as well as descriptions of dancing and social interactions in dance halls, I develop a contrasting picture. Yes, dancing bodies in urban settings participated in leisure and experienced the fast pace and transformation of the city. The situation is nonetheless more complex: Urban bodies were still regulated by social distinctions.

Even though visitors from provincial areas experienced an international cultural repertoire and listened to unfamiliar songs, physical behavior in the dance hall was regulated by manifested social distinctions. Berliners danced on a regular basis and their amusement was often connected to everyday life: Popular dancing was a chance to relax from the work routine, but such physical movements could also help to motivate night revelers for the next workday. In Berlin's dance halls, a conglomeration of people from various backgrounds shared the same space but dancing bodies followed established distinctions of categories like class, race, and gender.

The advent of American popular dances could have potentially transformed this situation: Instead of choreographed figures, the central

3 E. Alexander-Katz, "Die Stadt ohne Nacht," Elegante Welt 3, no. 19 (1914): 18 and 20. Franz Wolf, "Berliner Nächte," Elegante Welt 2, no. 24 (1913): 14-16, here: 16.

4 Alexander-Katz, "Die Stadt ohne Nacht," 20.

5 A more detailed description of Metropolpalast and Palais de Danse is available in: Kerstin Lange, "Tanzvergnügen," in Weltstadtvergnügen: Berlin 1880-1930, ed. Daniel Morat et al. (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016), 74-108, here: 74-77.

6 F. v. Güntzel, "Zwischen Fünf und Sieben," Elegante Welt 1, no. 11 (1912): 12-14.

7 Walter Turszinsky, Berlin drüber weg und unten durch (1911) (Berlin: Mann, 1999), 9 f.

concept of cakewalk, one-step and two-step was walking. In addition, the individuality of every dancing couple was important instead of a dancing formation that put order on the dance floor. However, American popular dances were regulated through 'disciplining techniques' like standardization and opposition aiming at the creation of the moral dancing body. In the dance hall, American popular dances were omnipresent but individuals only enjoyed them if they followed regulated social behavior. In this context, social distinctions actually controlled who was privileged enough to dance.

The Concept of American Popular Dances: The Individuality of Moving Bodies

The first American popular dance that became fashionable in Berlin and other German cities was the cakewalk. It gained attention from 1903 on and was performed on a regular basis on stage in the following years. The German press discussed this dance in detail, and early articles repeatedly told one particular story about its heritage: Originally, it was danced competitively by slaves on American plantations around a huge cake which would be the prize for the best couple.[8] German visual sources (like postcards) made the connection between cakewalk and black culture in stereotyping and racist ways.[9] During the first years of its presence in Imperial Germany, the importance of the cakewalk's heritage faded. Instead, publications mentioned that it "originated in America."[10] Nonetheless, primary sources repeatedly described performances by black artists as "authentic." One example is Hans Ostwald's observation: "For a change, a real negro [leibhaftiger Neger] is dancing a totally authentic cakewalk."[11] Such a claim for 'authenticity' was deeply connected to the constitution of the black body: A black protagonist would have the 'natural' ability to dance an 'authentic' cakewalk, while "it takes an enormous level of effort and energy for white people to acquire […] this skill."[12] Here, the black body was

8 "Der Cake Walk," Illustrirte Zeitung, February 2, 1903, 204.

9 Astrid Kusser, Körper in Schieflage: Tanzen im Strudel des Black Atlantic um 1900 (Bielefeld: Transcript, 2013), 339-359.

10 W. K. von Jolizza, Die Schule des Tanzes: Leichtfaßliche Anleitung zur Selbsterlernung moderner und alter Gesellschaftstänze (Vienna and Leipzig: A. Hartleben, 1907), 133.

11 Hans Ostwald, Berliner Tanzlokale (Berlin and Leipzig: Hermann Seemann Nachfolger, 1905), 87.

12 "Die Entstehung des Exzentriktanzes," Das Variété 9 (1902): s.p. Quoted in: Kusser, Körper in Schieflage, 302.

defined in antagonism to the abilities of a white dancer. Sources that emphasized the 'authenticity' of the black dancer's performance equated this term with an 'original' or 'primitive' way of dancing. Viewing the 'other' body was only significant for experiencing a performance and did not matter for Germans dancing the cakewalk in their free time. As I analyze later, amateur dancers experienced a 'civilized' version of this dance and primary sources do not reveal if they tried to imitate or mock performances of black artists.[13]

Dances that succeeded the cakewalk did not gain as much attention, although one-step and two-step were quite popular around 1912, the same time the tango was en vogue.[14] Many contemporaries did not even care about the name of a particular dance but instead generalized using terms like American or modern dances. Therefore, it is often not possible to identify which dance was described.

Often, popular dances were distinguished by geographical categories: While tango, maxixe brésilienne, and matchiche were viewed as Latin American dances, cakewalk and two-step were American popular dances. Simultaneously the same dances were separated into sophisticated and eccentric dances. While the cakewalk and the so-called animal dances (like the turkey trot) belonged to the latter category, and therefore also mostly on stage, one-step and tango fulfilled the definition of a sophisticated dance.[15] Opponents of any form of new popular dancing categorized them in a different way: Instead of applying terms like American or modern dancing, they frequently used the catch-all terms "Schiebetanz" (shuffling dance) and "Wackeltanz" (wiggling dance). This was a remarkable re-definition of the expression shuffling dance as it was used before to refer to the 'uncivilized' dancing of the lower classes.[16] It is unclear why American popular dances were called

13 Ostwald mentions in his publication that "two pale-faced dancers accompanied" the "real negro." This scene does not mention any form of 'acting black' or mockery. Ostwald, Berliner Tanzlokale, 87. In some cases, actors in blackface performed on stage. In the annual revue "Der Teufel lacht dazu" (1906) of the Metropol-Theater, Henry Bender and Fritzi Massary possibly performed the cakewalk. (They might have danced a can-can. Postcard and script of the revue do not reveal this aspect.) Tobias Becker, Inszenierte Moderne: Populäres Theater in Berlin und London, 1880-1930 (Munich: De Gruyter Oldenbourg, 2014), 188-190.

14 For an analysis of discourses surrounding the tango in Imperial Germany, see: Kerstin Lange, Tango in Paris und Berlin: Eine transnationale Geschichte der Metropolenkultur um 1900 (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015), 124-185.

15 Franz Wolfgang Koebner and R. L. Leonard (eds.), Das Tanz-Brevier (Berlin: Eysler, 1913), 59 f. and 63.

16 Astrid Eichstedt and Bernd Polster, Wie die Wilden: Tänze auf der Höhe ihrer Zeit (Berlin: Rotbuch-Verlag, 1985), 17.

shuffling dances. One possible explanation might be that all shuffling dances had in common the close embrace. Other reasons include the negative connotations associated with both kinds of dances and the quick succession of American popular dances: using one term might have been easier than making distinctions within the (at least yearly) changing dance fashion. Of course, this is just my speculation and it is more important to keep in mind that the term was re-defined and used in a much broader way: not anymore for a single dance belonging to a particular social milieu but for American popular or modern dances in general.

During the first two decades of the twentieth century, many contemporaries viewed the importation of new dances as a fundamental turning point. Looking at the history of dancing since early modern Europe, such a perception was not uncommon. Whenever a new dance became popular, it was described as something very different from existing dances, and often contested.[17] To some extent, the arrival of American popular dances in Imperial Germany and especially in Berlin indeed was a major change. For the first time, the differentiation between courtly dancing and the dancing culture of the masses was blurred.[18] Traditionally, higher social strata enjoyed so-called formation dances like the gavotte and polonaise, which were directed by a "Tanzmeister" (dancing master).[19] Choreographies like the star figure (part of the cotillion) or the promenade (part of the polonaise) were common for established European dances (figure 1a and 1b).

Each individual fulfilled a defined role within such formations and a dancing master created order and 'accountability' throughout the social event. In order to participate in such complicated choreographies, potential dancers had to take classes with a dancing instructor. In contrast, lower social strata generally did not receive dance lessons and stuck to folk dancing. Such dances consisted of simple movements and did not require learning complicated dance figures or formations.

17 One example is the appearance of the waltz: Vera Jung, Körperlust und Disziplin: Studien zur Fest- und Tanzkultur im 16. und 17. Jahrhundert (Cologne: Böhlau, 2001), 48 ff. Remi Hess, Der Walzer: Geschichte eines Skandals (Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1996), 102 ff. Kusser, Körper in Schieflage, 72 f.

18 A short historical overview of dancing is available in: Sibylle Dahms (ed.), Tanz (Basel: Bärenreiter, 2001), in particular: 62-84.

19 For more information about the role of the dancing master, see: Monika Fink, Der Ball: Eine Kulturgeschichte des Gesellschaftstanzes im 18. und 19. Jahrhundert (Innsbruck and Vienna: StudienVerlag, 1996), 67-79.

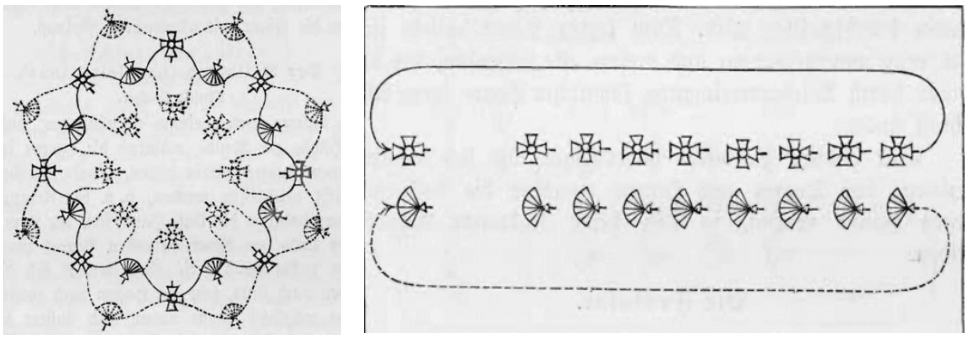

Figure 1a-b: Drawings (bird's eye view) of a) the star figure and b) part of the promenade.[20]

All social strata enjoyed American popular dances. Like folk dances, they could easily be imitated because they shared characteristics that simplified dancing: They did not consist of formations and dance figures, and the main principle of moving forward was walking. For example, the main principle of the cakewalk was to walk around as a couple through the dance hall and then add a range of movements. Dancing bodies moved in various directions (and not just forward), but also on the spot, leaning to the side or even performing knee bends (figure 2b).[21] Furthermore, the performance and variety of dancing steps changed dramatically. For example, dancing one-step or two-step meant leaving the foot on the floor and even sliding, while the fish walk required small hopping steps or the legs to be raised high.[22] These various expressions of physicality were not characterized as figures but as a variety of movements that could be combined in endless ways.

Figure 2a-d: Photographs of the famous dancers Oscar and Suzette.[23]

20 Both illustrations were published in: Jolizza, Die Schule des Tanzes, 105 and 109.
21 Max Geißler, "Das Linkstanzen," Allgemeine Deutsche Tanzlehrer-Zeitung (ADTZ) 15, no. 4 (1912): 23 f.
22 "Von neuen Tänzen," ADTZ 17, no. 8/9 (1914): 51 f.
23 These photographs were published in: Koebner and Leonard, Das Tanz-Brevier, 66 f.

Apart from the increased flexibility of the moving body, body postures changed in general. The cakewalk embodied a bent body to such an extent that it became the signifier of the dance: standing next to each other, the dancers did not touch each other, the upper bodies leaned backwards, and the arms as well as one leg typically were raised in the air (figure 3).

Figure 3: This postcard (ca. 1903) is part of a series depicting various stages of dancing the cakewalk.[24]

Animal dances like the turkey trot or grizzly bear shared the characteristic of the bent body but in a more diverse way: for example, dancers performed very wide steps and knee bends. In addition to those features, these dances were actually designed to be imitations of animals, the "grotesque" walk of a turkey and a bear's "ungraceful" steps. In contrast, the body posture of one-step and two-step was more reminiscent of the days of the polka or gavotte, since the bodies were not bent. Feet and arms stayed much more in previously known positions.

In general, body postures were much more flexible due to various forms of the embrace. Previously, dancers held each other at a certain distance but with the new dances, the body posture could even change during a single dance between the close and open embrace. Most of the

24 Astrid Kusser also analyzed these postcards: Kusser, Körper in Schieflage, 300. The series can be accessed at the collection "Kolonialismus und afrikanische Diaspora auf Bildpostkarten" (Cologne University, Library): http://www.ub.uni-koeln.de/cdm/compoundobject/collection/kolonial/id/5157/rec/85 (last access: May 6, 2016).

time, primary sources describe the embrace as being close and the arms were often placed on the hips; as a result, the dance partners' knees touched. With such an embrace, the upper body was held stiff while the lower body was dancing. The dancers' faces were barely visible to each other due to the close proximity or because of a dancing posture in which the arms were raised, as was common for the fish-walk. When switching to the open embrace, dancers did not touch each other for a few measures, as was common in many figures of the one-step.[25] The photographs of Oscar and Suzette performing the turkey trot illustrate that the embrace could constantly change from close (figure 2d) to open (figure 2c) and that sometimes, the dancers did not touch each other at all (figure 2a).

Whatever the way the dancers moved over the dance floor, the distinction between leading and following was always a gendered one. The man was responsible for leading the woman over the dance floor without running into other couples. In addition, his dancing moves had to make the couple look respectable: "He has to pay attention to the appearance of the woman, whom he holds in his arms and who is a will-less creature […]." The woman's part of couple dancing was clearly defined: She had to follow the man's lead not in a passive way but "she has to sense what the partner wants."[26]

While common gender roles were not transformed by the new dances, one aspect significantly changed. As a dancing master did not choreograph anymore, the focus was on each individual couple so that viewed from above, dancers would look like "drunken microbes."[27] The individual dancing couple decided how to dance; the collective organization via formations of multiple couples had vanished. However, spatial limitations on the dance floor and the music could restrict movements and control activity.

The rhythm of ragtime was so distinctive due to syncopation that it automatically had an impact on the physical experience. Music and dancing depended on each other: "An amusing sight is two such closely spaced people, who are merged in the rhythm of the music: A vibrating, tremendous rhythm in the limbs. If the music stopped, the dancers

25 K. O. Ebner, "Von der Quadrille zum ‚Turkey Trot': Eine Tanzstudie," Elegante Welt 1, no. 8 (1912): 14 and 16. Franz Wolfgang Koebner, "Die Bälle der Behrenstraße: Metropol – Palais de Danse," Elegante Welt 1, no. 8 (1912): 10-13. Franz H. Martin, "One Step," Elegante Welt 1, no. 48 (1912): 10 f.

26 Ebner, "Von der Quadrille zum Turkey Trot," 16.

27 Koebner and Leonard, Das Tanz-Brevier, 107.

would be dead on the spot."[28] Apart from this restriction, the new role of the dancing couple was connected to a sense of individuality and individual dancing;[29] dancers did not follow choreographed formations anymore. In short, the principle and concept of American popular dancing was walking in multiple directions with the addition of various steps, body postures and embraces. While this idea and concept of dancing seems to embrace the experience and practice of (gendered) individuality on the dance floor, in actuality a process of standardization organized and arranged dancers within urban dance halls.

Standardization and 'Civilization' of American Popular Dances

As soon as American popular dances arrived in Germany, a process of standardization started: Dancing connoisseurs and instructors published descriptions in books, as pamphlets or as part of music scores. Such manuals aimed at an autodidactic approach of dancing, so that individuals would not have to pay for dance lessons. At the same time, descriptions inevitably also led to a standardization of dances; therefore, the concept of individual dancing and individuality was contested by such publications.

Although the dance fashion changed quickly, most dancing descriptions focused on the cakewalk. In 1906, two Austrian aristocrats, Baronin Johanna Krauss and Lizzy von Waldheim, published *Die Schule des Tanzes* (The Dancing School) under the pseudonym W. K. Jolizza. The book described established and new dances, provided a history of dancing, and delivered instructions on how to behave in the dance hall. The authors provided a textual description of how to dance the cakewalk by applying the same rules as for the established European dances: They divided the dance into seven figures and explained the movements by using typical French dance terminology (e.g. "balancé" and "tour de main").[30] They integrated the cakewalk into the tradition of the European dances and did not present it as a novelty. The process of standardization is difficult to reconstruct, as the descriptions do not provide a comparison with an archetype, but it is clear that Jolizza

28 Ebner, "Von der Quadrille zum Turkey Trot," 16. Also: Franz Wolfgang Koebner, "Rags," Elegante Welt 2, no. 5 (1913): 11-14, here: 14. Id., "Die Bälle der Behrenstraße," 10.

29 Ebner, "Von der Quadrille zum Turkey Trot," 14.

30 Jolizza, Die Schule des Tanzes, 134 f.

replaced or removed potentially provocative movements in order to control the body: "the crude steps and grotesque skips of the negroes were largely replaced with modern dancing steps."[31] The authors also attempted in a different way to turn the cakewalk into a "graceful" dance: The movements of the rounds through the dance hall are described as fluid rather than abrupt, and arms are raised "gracefully," which eliminated the notion of dancing the cakewalk as akin to experiencing an epileptic seizure.[32]

The music score of Otto Teich's *Hänschen und Fränzchen* is a second example for a textual description of the cakewalk.[33] Like in the previous example, the dance was divided up into several figures, here six instead of seven. The author of this description focused on the dancers' changing positions: with each figure, man and woman stand in different relations to each other. In addition, the dancing steps were standardized since the description guides the dancer when to raise the knee or lean the upper body backwards. The author did not mention the concept of walking but relied on dancing figures. Surprisingly, since the description is part of a music score, no reference to the music exists: Dance and music paradoxically seem to be disconnected. In contrast, Jolizza's publication actually mentioned how specific steps should be synchronized with the music and provided more details; the authors even standardized when the dancers should hold accessories (like a necklace or a hat).[34]

A third example of the standardization of the cakewalk is the music score of Adolf Kunz's *Cake Walk*. In contrast to the previous instructions, this one combined text with images of a dancing couple on the cover.[35] The textual explanation is very similar to the previous examples with one major exception: The author added that each figure should be danced for eight bars. This standardization gave dancers the opportunity to actively combine the music with the description. The performance of steps was not explained but the images portrayed how the dancers should stand with respect to each other and highlighted using accessories (top hat and handkerchief).

Through the means of standardization and 'civilization,' these three descriptions aimed at teaching the cakewalk without any grotesque or humorous elements. In contrast, the manual accompanying *Jim & Mary's*

31 Ibid., 133.
32 Ibid.
33 Otto Teich, Hänschen und Fränzchen (Leipzig: Otto Teich, n.d.), 1.
34 Jolizza, Die Schule des Tanzes, 134.
35 Adolf Kunz, Cake Walk = Kuchentanz (Berlin: Adolf Kunz, n.d.).

Cake-Walk repeatedly emphasized grotesque aspects.[36] Instead of dividing up the cakewalk into figures, the textual description focused on "grotesque" characteristics: "the dance demands grotesque movements" as well as a "grotesque body posture." However, the unknown author of this description did not give any further explanation what grotesque dancing would be, since the cakewalk "will not be a common dance" but will mainly be important for stage performances. The reader got a glimpse of how the cakewalk functioned but the description was too general to actually serve as teaching material.

In contrast to the previous examples, *Der perfekte Tänzer* (The Ideal Dancer) from 1914 provided instructions for one-step and two-step. In total seven pages long, the manual provided short textual descriptions and only included drawings for the tango.[37] The manual describes steps from the male perspective. Following the gendered understanding of dancing, the author defined female dancing as an intuitive social practice: the woman would just pick up correct steps through the male dancer's guidance. Although this is probably the most obvious example for the representation of gendered dancing, the other aspects of standardization happened in relation to former dances. In contrast to Jolizza, *Der perfekte Tänzer* did not employ French terms but instead compared the two-step with the previously popular polka by identifying similarities as well as differences.

While all of these descriptions controlled the dancing body in the city through different techniques of standardization, one book offered a completely different approach. In 1913, Franz Wolfgang Koebner published the *Tanz-Brevier*, a conglomeration of various aspects of dancing: dances, music, spaces, and social behavior. Being published in several editions, it was one of the most popular descriptions of modern popular dancing. Like *Der perfekte Tänzer*, Koebner presented introductions to several dances but did not provide descriptions of every single figure and body movement. Instead, he explained the general idea of the dances and introduced the reader to the concept of walking, instead of focusing on specific figures. Illustrations only showed particularly significant moments of some dances, for example a specific body posture or step.[38] Koebner's goal was not to teach a correct execution of the dances but to introduce his audience to the

36 Harry Cooper, Jim & Mary's Cake-Walk: Amerikanischer Negertanz (Leipzig: Carl Rühle, n.d.), cover.

37 Ph. Müller, Der perfekte Rag-, Onestep-, Twostep-, Boston- und Tango-Tänzer (Berlin: Harmonie, 1914), 3 f.

38 Koebner and Leonard, Das Tanz-Brevier, 63.

individuality of dancing due to walking and the flexibility of steps, body posture, and embrace.[39]

In contrast to the previously analyzed dancing descriptions, the *Tanz-Brevier* provided information in a chapter about the so-called animal dances. Koebner explained the heritage of turkey trot and grizzly bear, accompanied by photographs of a dancing couple. Although he repeatedly emphasized that animal dances should be performed on stage and only danced in the ballroom by professionals, he gave a hint on how to dance the grizzly bear: it should almost be performed like a one-step.[40] Since animal dances were often viewed in a negative way, Koebner actually questioned such a characterization by including details about them in his book.

In all of these manuals, standardization of American popular dances took place through different techniques: Most authors explained modern dances in the same way as they had taught gavotte or polka. As a result, they decided to remove the concept of walking from the cakewalk, one-step and two-step. Another disciplinary technique was gendered standardization by reinforcing the male dancer as the learner and active dancer while the female partner was defined as an intuitive follower. Jolizza's attempt of making the cakewalk more "graceful" translated to whitewashing and 'civilizing' it. If the cakewalk was described as a grotesque dance, it was standardized as not being fashionable and at most belonging on the stage. All of these standardizations were disciplinary techniques attempting to control dancing bodies in the city. Furthermore, dancing instructors tried to have individual bodies dance in step with their vision of society.

Attempts of Regulation through Opposition: Dancing Instructors as Agents of Morality

As soon as American popular dances were discussed and witnessed at dance halls, dancing instructors belonging to professional associations felt the need to speak up in order to prevent them from spreading.[41] Their profession was respected, since instructors not only explained

39 Ibid., 22-25.

40 Ibid., 63.

41 For earlier discussions about dancing, see: Elisabeth Kosok, "Die Reglementierung des Vergnügens: Konzessionspraxis und Tanzbeschränkungen im Ruhrgebiet (1879-1914)," in Kirmes – Kneipe – Kino: Arbeiterkultur im Ruhrgebiet zwischen Kommerz und Kontrolle (1850-1914), ed. Dagmar Kift (Paderborn: Schöningh, 1992), 60-82, here: 71. Lange, "Tanzvergnügen," 94-104.

figures but also represented, educated, and controlled social norms and behaviors. In 1913, approximately 200 German instructors were members of the professional association *Bund deutscher Tanzlehrer* (Association of German Dancing Instructors) which had been founded in 1898.[42] This organization followed a federal structure, organized meetings and conferences, offered professional dancing classes, and published the journal *Allgemeine Deutsche Tanzlehrer-Zeitung* (*ADTZ*).

With the success of cakewalk, one-step and two-step, dancing instructors feared that their mastery of formation dances would be irrelevant, since these new fashionable dances could be imitated instead of being taught. Quite a few instructors also feared losing their reputation as pedagogues for social behavior and as educators and civilizers of the nation, so that they would be reduced to "Maîtres de Plaisir."[43] In two nationwide journals (*ADTZ* and *Der Tanzlehrer*), dancing instructors referred to the importance of dancing for morality in connection to nationalism. However, the material dimension of their compounded financial situation also resonated: Most dancing instructors were part of a professional association that fought offers for cheap dancing lessons in the cities' taverns and bars.[44] In 1913, members of the professional organizations discussed controlling offers and advertisement for dance lessons through a nation-wide law: they expected the government to regulate the quality of dancing lessons and protect their exclusive right to teach under the umbrella of nationalism and morality.[45]

In addition, dancing instructors tried in several ways to regulate the new dances. At first, they trusted in the "good taste" of their pupils who would not be willing to dance the cakewalk. Teachers were convinced that modern dancing would soon and ultimately vanish from urban ballrooms and that the established European dances would return.[46] However, they quickly realized that this strategy would not pay off, as the modern dances were popular among all social strata and were being danced in various social contexts and spaces within the city. As a result, dancing instructors tried different strategies in order to dismiss, diminish the influence of, and ultimately ban the unwelcomed dances.

42 Lange, Tango in Paris und Berlin, 144-152, here: 147 f.

43 J. R. Boßhardt, "Mode-Tänze," ADTZ 16, no. 8/9 (1913): 54.

44 This already happened before the cakewalk became popular. See: H. L., "Mißstände im Gewerbe des Tanz-Unterrichts," Der Tanzlehrer 10, no. 10 (1902): 74 f.

45 "Sitzung der Vorstände der vereinigten 5 Deutschen Tanzlehrer-Vereine am 19. März 1913 in Berlin," ADTZ 16, no. 5 (1913): 28-31.

46 Jürgen Schmidt, "Moderne Tänze," Der Tanzlehrer 20, no. 3 (1911): 18 f.

From 1903 on, dancing instructors extensively discussed modern popular dancing. In their professional journals, they tried to motivate their colleagues not to teach them, discussed health problems that result from the practice of those dances and refused to publish descriptions of any modern dance. Apart from spreading a negative image of the dances, instructors worked on reviving choreographed dances and invented new ones in order to reduce the interest of colleagues and customers in teaching or dancing the foreign novelties.[47] The journal *Der Tanzlehrer* even published a series of articles providing advice on how to create a new dance. Unsurprisingly, the major suggestion was to create formation dances in order to return to the choreographed order within the dance hall.[48] Therefore, the role of the individual couple on the dance floor was de-emphasized. In short, the collegial advice was in every way antagonistic to the concept of American popular dances, as analyzed above. In this first phase of battling the new dance fashion, professionals tried to emphasize the importance of the waltz as a patriotic German dance that when danced would intensify national sentiments.[49]

Since dance creations were rare and unsuccessful and American popular dances gained more and more attention especially in the city, dancing instructors changed their strategy. At the conference of German dancing instructors in September 1911, their association agreed on a resolution that each member would be responsible for forbidding such dancing.[50] Since this resolution did not result in substantive improvements, in June 1913, professional associations sent a deputation to Berlin's police president seeking the establishment of a "law" against the shuffling dances.[51]

47 Josef Häusler, "Zur Reform der Tanzkunst," Der Tanzlehrer 20, no. 3 (1911): 21. Max Geißler, "Die neuen Tänze," ADTZ 16, no. 12 (1913): 71-73. J. Scht., "Neue Tänze," Der Tanzlehrer 10, no. 10 (1902): 76 f. F. L. Schubert, "Alte und neue Tänze," Der Tanzlehrer 11, no. 2 (1902): 9-11.

48 Karl Link sen., "Was soll man bei der Komposition eines neuen Tanzes beobachten," Der Tanzlehrer 11, no. 6 (1903): 43.

49 Elfriede Hoppe, "Verschiedenes vom Tanzen," Der Tanzlehrer 19, no. 1 (1909): 6 f.

50 "Gegen den Schiebetanz," Der Tanzlehrer 20, no. 1 (1911), 6 f.

51 The usage of the term "law" is problematic as Germany was a constitutional state in which a parliament, not the police, passed laws; the police could only issue regulations on the local or regional level. Nonetheless, dancing instructors' associations, morality leagues, and private individuals who requested a regulation in their local region used the term "law" – probably in order to highlight their wish for a restriction by the state and not just by the local police. "Der Polizeipräsident gegen die Schiebetänze," Der Volkswart 6, no. 7 (1913): 109. "Gegen die Schiebetänze," Der Volkswart 6, no. 7 (1913): 108 f.

As a response to petitions, several dancing regulations were issued all over Germany in 1913.[52] Apart from a few exceptions, the local administration or police department generally prohibited shuffling and wiggling dances. In practice, the broad language of these regulations enabled the police to subsume as many dances as possible under the regulation and to redefine what constituted an inappropriate dance.[53] Concerning the punishment, regulations generally referred to the paragraphs 183 (public obscenity) and 360 (public nuisance) of the *Reichsstrafgesetzbuch* (German Penal Code).[54] An exception was the police regulation for Dresden, which only forbade dancing the grizzly bear: "The dancing girl opened her legs to the side so far that the underwear, stockings were visible, or while bending one leg to the front, she stretched the other so far backwards on the floor so that the pinafore dress rucked up and not only the lower leg with the stocking but even more a part of the naked thigh was visible."[55] Only few convictions actually took place but those were quoted extensively by morality campaigners and dancing instructors since they were viewed as victories for the supporters of regulations.[56] The rare appearance of complaints about immoral dancing and infrequent descriptions of policemen entering dance halls to inspect the goings-on suggest that despite vigorous moral attacks and regulations, the police seemed to have little interest in fighting immoral dancing in the city.[57]

The call for police regulations was not a singular phenomenon taking place in Imperial Germany. Agents of morality and dancing instructors in other Western European countries as well as the United States debated and criticized the transformation of popular dancing. For example, the *United Kingdom Alliance of Professional Teachers* published

52 Examples of regulations: "Schiebetänze polizeilich verboten," Der Volkswart 6, no. 1 (1913): 15. "Der Schiebetanz," Der Volkswart 6, no. 2 (1913): 27 f. "Mit der Angelegenheit des sogenannten Schiebetanzes," Der Volkswart 6, no. 2 (1913): 28. "Auch gegen den Schiebetanz," Der Volkswart 6, no. 3 (1913): 44 f. "Zur Abwehr der unsittlichen Tänze," Der Volkswart 6 (1913): 63. "Ein Verbot der anstößigen Tänze," Der Volkswart 6, no. 8 (1913): 127.

53 "Der unsittliche Schiebetanz," ADTZ 15, no. 2 (1912): 13. Franz Wolfgang Koebner, "Der Tango und Herr v. Jagow," Elegante Welt 2, no. 27 (1913): 4 f.

54 "Der Polizeipräsident gegen die Schiebetänze," 109.

55 Koebner, "Der Tango und Herr v. Jagow," 4 f. Other exceptions were made in provincial areas and prohibited, for example, the darkening of dance halls. "Verbot von Unsitten im Tanzwesen," Der Volkswart 6, no. 10 (1913): 158. "Der Schiebetanz," 27 f.

56 "Der unsittliche Schiebetanz," 13. "Ein Opfer des Schiebetanzes," Der Tanzlehrer 20, no. 11 (1912): 90. "Gegen die Schiebetänze," 108 f.

57 Karl Kingsley Kitchen, The Night Side of Europe: As Seen by a Broadwayite Abroad (Cleveland: David Gibson Company, 1914), 23-26.

a rejection of the turkey trot and upper-class hostesses of balls complained in the London *Times* about the animal dances.[58] In the United States, opposition to dancing had a long tradition and entering the dance hall was viewed by social reformers as the "entrance to hell itself." Activist Jane Addams even requested the closing of dance halls to save "future generations." The possibility of a close embrace led opponents to conclude that already existent dangers would be exacerbated in public, like alcohol and sexual encounters before marriage.[59] In contrast to Imperial Germany, members of the church participated in this discussion and it seems that physicians were also significantly more involved. Bans against dancing in public were common and local police chiefs all over the country shut down public dances when animal dances were performed or couples danced in a sexualized way.[60] Reports of these bans only describe which urban locations were raided, if guests were arrested and whether the space was closed. Therefore, it is unclear what the police's motivations for these actions were and if dancing instructors supported such bans.

Although dancing instructors were heavily invested in banning American popular dances, their success was limited. Even if local police regulations were put in place, dancers were rarely punished. In contrast to the United States, locations were not raided. German dancing instructors attempted to create a disciplined body in order to maintain their professional standing as teachers of morality and nationalism as well as to prevent potential unemployment. For the most part, their strategies to regulate dancing did not affect night revelers in Berlin. Therefore, dancing instructors were invested in a general discourse about modern popular dancing but could only reach members of their profession and did not have a significant impact on society.

With Germany's defeat in World War I, dancing instructors finally could not avoid coming to terms with American popular dances. The associations gave in to the great demand for such leisure and started to teach the foxtrot and its accompanying dances. Professional

58 "Abused Turkey Trot Spreads in London," The New York Times, February 18, 1912, C2. "Turkey Trot Denounced," The New York Times, February 25, 1912, C3. "Modern Dancing: A Peeress's Protest to the Editor of the Times," The Times, May 20, 1913, 9. "Modern Dancing: English and American Comment," The Times, May 21, 1913, 11. "Modern Dancing: A Peeress's Protest," The Times, May 22, 1913, 11. "Modern Dancing," The Times, May 24, 1913, 43. "Modern Dancing and Manners," The Times, May 26, 1913, 9. "On Stage," The Times, February 6, 1912, 10.

59 Mark Knowles, The Wicked Waltz and Other Scandalous Dances: Outrage and Couple Dancing in the 19th and Early 20th Centuries (Jefferson: McFarland, 2009), 12 f.

60 Ibid., 93f.

organizations still promoted a nation-wide standardization of popular dancing, but these attempts failed. Dancing instructors belonging to associations were individualistic and more interested in selling their manuals than following through with a national and moral way of dancing.[61] In Imperial and Weimar Germany, dancing instructors demonstrated to some extent the will to standardize popular dancing but attempts failed to implement it: The organization of physical movements and policing remained a wish on the dance floor and in this sense, urban bodies were not disciplined. So if instructors did not succeed with their regulation strategies, was popular dancing indeed an individualized matter in the cities?

Regulated Bodies in Urban Dance Halls

As mentioned in the introduction, a huge diversity of dance halls existed in Berlin at the beginning of the twentieth century. The Palais de Danse was a place for the mondaine and demimondaine and one of Berlin's most prominent dance halls in the urban center. The main room measured 400 m^2 and mirrors gave the impression of an even larger space decorated with marble, plastering, and expensive furniture.[62] The dance floor was surrounded by tables and next to it stood a platform for the musicians; one level higher, a balcony invited guests to spend time and watch the dancers. Even though the Palais de Danse was one of the larger spaces, visitors wrote that even there, a ritualization of night life existed: "everywhere the same people, the same faces."[63]

More intimate spaces like the Eispalast-Kasino in the Bayerisches Viertel, a type of modern bar-restaurant, were structured in a different way. Around the dance floor were tables with wicker chairs, on the left side an estrade, on the right side a bar. Due to the size and composition of the space, "only the good dancers venture to produce themselves here."[64] Such a place was much more intimate than a larger venue like the Palais de Danse.

61 I analyze this development in Chapter 4 of my dissertation. The manuscript will be defended in 2017. Please contact me in case you would like to read this chapter.

62 "Der Metropolpalast in der Behrenstraße," Die Bauwelt 1, no. 75 (1910): 21 f.

63 Güntzel, "Zwischen Fünf und Sieben," 14. Alexa Geisthövel, "Das Tanzlokal," Orte der Moderne: Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, ed. Alexa Geisthövel and Habbo Knoch (Frankfurt a. M.: Campus, 2005), 141-150.

64 Koebner, "Die Bälle der Behrenstraße," 10-13.

Berlin's suburbs offered various locations for dancing; those spaces were mainly frequented by the working class.[65] Their interior was modest, rooms often filled with tobacco smoke, guests drank beer instead of champagne while they sat at tables along the wall, and the remainder of the room functioned as dance floor.[66] Here, amusement was not just relaxation from a hard working day but dancers received new energy to go back to the factory the next day.[67]

Although various kinds of dance halls existed, they had one aspect in common. At first glance, night revelers gave the impression of being a homogenous crowd that could be categorized into dancers and spectators. On the contrary, these spaces were heavily structured by social distinctions and categories like gender, class, and race. In many cases, only certain social strata had easy access to certain dance halls. According to Koebner, only gentlemen and "the supposed worst audience of dames" frequented the Palais de Danse.[68] It is not clear how Koebner actually defined gentlemen in this context.[69] Whatever their background was, they mainly danced with working class women (from the suburbs) hired by the manager of the dance hall to make sure that enough women were present. In addition, prostitutes visited the Palais de Danse looking for customers.[70] The travel guide *Berlin bei Nacht* (Berlin at Night) from 1910 provided descriptions of dancing women by presenting three stereotypes: the working girl Lucie who prostitutes herself, the happy Jewish girl Lilly and Mi, the lovesick woman. Only the first type, the working woman, was described in a detailed way: "Girls

65 Concerning social life in the dance hall: Stefan Bajohr, "PartnerInnenwahl im Braunschweiger Arbeitermilieu 1900 bis 1933," Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung (2003): 83-98, here: 85 f.

66 Fedor von Zobeltitz, Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich, vol. 2: 1902-1914 (Hamburg: Alster-Verlag, 1922), 252 f.

67 Ostwald, Berliner Tanzlokale, 84. See also: Astrid Kusser, "Arbeitsfreude und Tanzwut im (Post-)Fordismus," Body Politics 1, no. 1 (2013): 41-69, here: 53-55.

68 Koebner, "Die Bälle der Behrenstraße," 12.

69 He might have followed ideas expressed in Der Gentleman which was published one year later. Franz Wolfgang Koebner, Der Gentleman: Ein Herrenbrevier (Berlin: Eysler, 1913).

70 Ludwig Ernst, "Tanz und Mode: Präludien zum Münchener Karneval," Allgemeine Rundschau 11, no. 4 (1914): 56-58. Willi Wolff-Jeanquirit, Berlin bei Nacht: Ein gründlicher Wegweiser durch das nächtliche Berlin vom frühen Abend bis zum späten Morgen (Berlin: Marcus, 1910), 89-91. Knowles, The Wicked Waltz and Other Scandalous Dances, 80 f. Julie Malnig, "Apaches, Tangos, and other Indecencies: Women, Dance, and New York Nightlife of the 1910s," Ballroom, Boogie, Shimmy Sham, Shake: A Social and Popular Dance Reader, ed. Ead. (Urbana: University of Illinois Press, 2009), 72-90.73-109 (chapter 3: Low-Down Whiteness, A Trip to Coontown)., n American Performance American populr dances but ny as well as the

with loud, cheap demimonde-clothes. Girls with poorly dressed hair. […] One can easily observe their life in the factory or their existence as a maid."[71] Such a 'male gaze' suggests a fascination for (potentially) interacting with those "girls" and how easily they could be spotted. The crowd at a dance hall was by no means homogenous because fashion immediately gave away the social background.[72]

Looking for 'the other,' the working woman, happened not only at sites like the Palais de Danse but also in a different context: when men from higher social strata went to the dance halls in suburbs. In his chronicle, Fedor von Zobeltitz described how he went in 1911 to a ball in Halensee. To some extent, curiosity drove him there but at the same time, he took pains to highlight that his journey was an ethnological undertaking: "I see, I thought, here dances the common folk." According to Zobeltitz, most female guests were minor shop assistants and "not demanding" since one asked him to pay for a beer while he gave another woman ten pennies for using the cloakroom. At this point, his narrative reveals that he implied by the description "not demanding" characteristics like naïve, innocent, and childish: "[She] wanted to sit down next to me right away, probably because she thought that I am rich." Zobeltitz described his reaction as being "amused" and invited the woman for dinner. After she asked him to dance and Zobeltitz refused, he described how he bought dessert and "now she was really moved."[73] The constant repetition of buying food for women pleased Zobeltitz. His narrative is valuable as an example of the 'male gaze' on women from lower social strata. Zobeltitz was not just fascinated by 'the other' but specifically enjoyed that women were, according to him, so easily impressed by his donation of dinner and cream puffs.

Contact between men and women from lower social strata did not happen in one circumstance: If a female relative accompanied a gentleman to a place like the Palais de Danse, he "remain[ed] at the table out of respect to them," inhibiting this class-crossing contact.[74] Such gentlemen segregated themselves from the social intermingling on the dance floor by sitting with the women on the balcony above the dance floor where the "Jeuness [sic!] doreé" spent the nights. They participated in the slandering of women and the actions on the dance floor while remaining on the balcony: working class women, prostitutes and specific

71 Wolff-Jeanquirit, Berlin bei Nacht, 64 f.

72 Rae B. Gordon, "Fashion and the White Savage in the Parisian Music Hall," Fashion Theory 8, no. 3 (2004): 267-300.

73 Zobeltitz, Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich, 252 f.

74 Kitchen, The Night Side of Europe, 24.

types of dancers like the poseur who "behaves like peacock" were selected for 'critique.'[75] Between the dance floor and the balcony was only the "heavily perfumed air, quivering with the sound of the rhythmic two-steps, the rustling of colored paper streamers, with swirling snow-white confetti."[76] The strict social separation was bridged only when the women from the balcony threw confetti at the dance floor.

Noticed by all guests was the flamboyant appearance of pairs of dancing women, which was negatively connoted. Only women who were not sufficiently beautiful to attract a male dancing partner or those who were involved in a scandal formed female couples.[77] If a woman was part of a scandal or scandalous court trial, it was very likely that she only had other women available as dance partners.[78] Newspapers closely covered from July to October 1911 the trial of Graf Gisbert von Wolff-Metternich in Berlin, who had been accused thirty-one times of financial fraud. As a charming bon vivant, Wolff-Metternich had even tried to escape the trial by telling his creditors that he would soon marry Dolly Landsberger, daughter of the owner of the well-known department store Wertheim.[79] However, the "party animal" was unsuccessful and he was brought to court. The female star witness of the trial constantly appeared in newspaper articles and her role was discussed in depth: Elvira Gustke, the so-called Diamond Kitty, had allegedly lent over 1000 Mark to Wolff-Metternich. Whether this actually happened or not was unsolved. Over the course of the trial, Wolff-Metternich's lawyer was successful in presenting the witness as a questionable person: He characterized her as a demimondaine and presented witnesses who denied Gustke's profession as a dancer and instead called her a prostitute.[80] Although Gustke was able to refute such accusations in front of the judge and they did not matter for credibility, her reputation was destroyed. A woman associated with such a scandalous trial could not find male dancing partners anymore and therefore had to dance with other women.[81]

75 Paul Schüler, "Tanz im Sporthotel," Elegante Welt 1, no. 7 (1912): 12 f.
76 Koebner, "Die Bälle der Behrenstraße," 12.
77 Schüler, "Tanz im Sporthotel," 12.
78 Koebner, "Die Bälle der Behrenstraße," 12.
79 Hugo Friedländer, Interessante Kriminal-Prozesse: Ein Pitaval des Kaiserreichs (Berlin: Hermann Barsdorf, 1911-1921), 204-252.
80 "Graf Wolff-Metternich vor Gericht: Fünfter Verhandlungstag," Berliner Volks-Zeitung, October 7, 1911, s.p. M. M., "Die Frauen im Metternich-Prozeß," B. Z. am Mittag, October 6, 1911, s.p.
81 Koebner, "Die Bälle der Behrenstraße," 12.

Apart from such regulations of social distinctions, it was also common to define the nationality of dancers based on their dancing style. Americans were described as excellent dancers but observers repeatedly mentioned the custom of chewing gum; the "Shewinggum" was only put into the cheek during the most interesting dances.[82] Their dancing steps were specified as pacing or shuffling instead of dancing. While the American was characterized as the archetype of eccentric dancing, German cavaliers were thought to be docile pupils who never exceeded the imitation of original dances: "Happy when they are mistaken for being Americans by their appearance, they are already so two-steppized, that they will have lost, due to their assiduity and talent for imitation, every national nuance from their dances."[83] Such a typology of dancing connected to nationality culminated in the statement that "everybody […] [can] easily distinguish the nationality of the guests" at dance venues.[84] Even more, the description of the dancing German body leads to the conclusion that the standardization of American popular dances, as analyzed earlier in this article, was visible to a certain extent.

In contrast to class, gender, and nationality, race barely played a role in dance halls in Imperial Berlin. When it did, it happened in the context of a black performer dancing or making music. The few examples available in German publications highlight the distinction between the black performer and the audience. Hans Ostwald described in *Berliner Tanzlokale* the case of a black dancer performing an "authentic" cakewalk.[85] Another example were "mulattos and niggers [Nigger] [who] played and rumbled their own rhythm."[86] In both cases, black performers were not guests but employed at the dance hall; they did not have any direct contact with the audience but instead were just watched in a racist way.

Conclusion

Popular dancing was an integral part of night life in Imperial Berlin. The appearance of American popular dances introduced night revelers to a

82 Martha von Zobelitz, "Im Walzer von Küste zu Küste," Elegante Welt 1, no. 5 (1912): 16 f.
83 Schüler, "Tanz im Sporthotel," 12.
84 Franz Wolf, "Tanzsaison in Paris und London," Elegante Welt 1, no. 8 (1912): 20-22.
85 Ostwald, Berliner Tanzlokale, 87.
86 Franz Wolfgang Koebner, "Eispalast-Casino," Elegante Welt 1, no. 15 (1912): 4 f., here: 4.

new concept of dancing: Instead of following a strict choreography, couples could decide how to combine figures and bodies moved into new directions. Only a minority, mostly dancing instructors and members of morality leagues, contested cakewalk and various step dances. For the first time in modern European history, individuals from different social strata enjoyed the same dances – in Berlin often even in the same dance halls. Even though walking was now the new concept of dancing and the newest fashion could easily be imitated without taking lessons, social distinctions still heavily regulated any form of social interaction of urban bodies. In this sense, popular dancing allowed mingling of different social strata but previously established social distinctions dictated who was able to enjoy the international fashion. Depending on categories like gender, class, race, and nationality, it was possible or impossible to be on the dance floor. In Imperial Berlin, popular dancing was not so much restricted by attempts of standardization or policing. Instead, urban bodies moved to international popular music and dances while dancing in step with the norms of German society.

Linda Braun, contact: linda (at) jhu.edu, is a Ph.D. Candidate in Modern European History at the Johns Hopkins University. She specializes in analyzing popular culture since the nineteenth century and connecting history and musicology further. Currently, she is writing her dissertation on ragtime and jazz cultures in Modern Germany, focusing on an analysis of the music itself as well as social practices like music performances and dancing.

Body Politics 4 (2016), Heft 7, S. 63-83

Modernity and the Formations of Female Bodies: Dance Hall Culture in Taiwan during the 1920s and 1930s

I-Wen Chang

English abstract: This article examines the bodily discipline of comportment in Taiwanese society with a focus on the formations of modern female bodies during the Japanese "Dōka" (literally "assimilation") policy era (1919-1936). It investigates the cultural relevance of dance in terms of bodily discipline and the negotiation of identities in urban spaces. With archival research and the examination of the documentary Viva Tonal: The Dance Age (2003), this article looks at how the idea of modernity was brought to Taiwan during the Japanese colonization era through various bodily techniques. It argues that dance halls and social dance are locations in which the moving body in urban Taiwan negotiated and subverted specific forms of resistance and agency.

阮是文明女	*I am a cultured woman.*
東西南北自由志	*Traveling freely to every part of the world*
逍遙佮自在	*I'm happy to be on my own*
世事如何阮不知	*I'm not interested in the international affairs*
阮只知文明時代	*I only know that in the age of civilization*
社交愛公開	*Social life should be liberated*
男女雙雙	*Couples together*
排做一排	*Cued in lines*
跳狐步舞我上蓋愛	*I fell in love with the foxtrot*

【跳舞時代Viva Tonal】歌詞 — *Lyrics of the song "The Dance Age" from the movie "Viva Tonal: The Dance Age" (2003)*

These lyrics, as written and sung in Taiwanese,[1] describe how a "civilized" woman can travel freely and be happy on her own. Her social life should be open and liberated. She has neither worries nor trouble, and the foxtrotting life is here for her. This music, along with footage of Taiwanese women dressed in Western style clothes of the 1930s walking in parks, rowing boats, smoking cigarettes, and dancing to music played

1 Taiwanese is a variant of Hokkien spoken by the majority of the population of Taiwan. In contrast to Mandarin Chinese, Taiwanese is considered a "mother tongue" for local Taiwanese.

bodypolitics.de | doi.org/10.12685/bp.v4i7.1483 | CC-License BY-NC-ND 3.0

on phonographs, is a scene from the 2003 documentary film *Viva Tonal: The Dance Age (跳舞時代*, 2003. *Tiaowu shidai,* Taiwan).[2]

Figure 1. Dance music gramophone record cover during the 1930s Taiwan. Courtesy of the collector Li Kuncheng (李坤城). Photo by the author.

Viva Tonal: The Dance Age traces the dissemination of popular dance music and songs from Japan to colonial Taiwan in the 1930s. It depicts a time when new acoustics and phonographic sound reproduction technology emerged from the recording industry, with a particular focus on the history of the Nippon Columbia Records Company in Taiwan.[3] With the introduction of the recording industry, Western-style popular music and partner dances emerged as well. Young people listened to the music and practiced dance moves following choreography charts from record sleeves. Through the reading of these documents, we can see that music and dance contained social meanings that reveal local and global cultural coding. In these early years of modernity, the dancing body also symbolized a new physical awareness alongside modern urban life.

Dance studies have recently enjoyed an increase in literature focusing on embodiment and performance space (Pearson & Shanks, 2001; Dolan, 2005; Lepecki, 2006; Jose, 2006; Hamera, 2007; Banerji, 2009; Hunter, 2015). Urban studies is also a burgeoning field for scholarship on the

2 This 16 mm, 104-minute long documentary film includes rare footage shot in the colonial period and was made by Chien Wei-ssu (簡偉斯) and Kuo Chen-ti (郭貞弟); the film won the "best documentary" award in the 2003 Golden Horse Awards. By interviewing several singers, composers, and collectors in Taiwan, this documentary offers a nuanced and sensible interpretive account of Taiwanese cultural history during the Japanese colonial era.

3 Nippon Columbia Co., Ltd. is a Japanese record label founded in 1910. It was affiliated with the Columbia Graphophone Company of the United Kingdom. It promoted several important local Taiwanese lyrics and singers in Taiwan from the late 1920s until 1945 (the end of WWII).

body, especially in the North American and European context (Bremmer & Roodenburg, 1992; Sennett, 1994; Pile, 1996; Borden, 2001; Power & Sheard, 2001; Pavlides & Cranz, 2012; Sluis, 2016). Unlike the standard focus on the West, this article analyzes the history of the body in Taiwanese cities.

Figure 2. The gramophone record of the original music "Viva Tonal" and other dance orchestras in the 1930s. Courtesy of the collector Li Kuncheng. Photo by the author.

The following article situates dance halls and social dance as locations in which the moving body in urban Taiwan negotiated and subverted specific forms of resistance and agency. In order to illustrate this argument, I begin with a discussion of the historical background of the Japanese occupation of Taiwan during the 1930s. In a second step, I introduce the idea of a modern body as juxtaposed with a foot-binding body in order to demonstrate how the female body was subject to disciplinary changes. Finally, the article examines the female body in Taiwanese dance halls during the 1920s to 1930s. I look at kinesthesia—the body's awareness of motion—to investigate the importance of motion in the determination of space. Moreover, I discuss the idea of the flâneuse and assert that the colonizer's attempt to reinforce bodily training inadvertently provided a means of female liberation. While the examination of the dancing body in literature often illustrates how corporeal behavior aligns with socially accepted conventions or standards, I argue that social partner dances offered a playful and soft resistance to dominant, mainstream ideas of comportment and bodily etiquette in Taiwan. Partner dance offered an opportunity for practitioners to negotiate their modern Taiwanese identity during the 1930s Japanese occupation. Dance movements had a powerful and effective influence on how female citizens challenged social hierarchy and created a space for their own usage in the dance halls of urban Taiwan.

The "Dōka" era (1920s-1930s) and the Introduction of Modernity in Taiwan

In order to understand how a new urban identity was shaped in Taiwan during the 1930s, I begin with a brief history of Taiwan before the early twentieth century. Taiwan has an extensive colonial history. It was originally populated by Austronesian people (later known as Taiwanese aboriginals), with Han Chinese immigrants settling there from the sixteenth century onwards. However, after its defeat in the first Sino-Japanese War,[4] Qing dynasty China declared its cession of Taiwan to Japan in 1895. As a result, Taiwan entered fifty years of Japanese rule, from 1895 to 1945.

This article focusses on the "Dōka" (同化, Tónghùa, literally "assimilation" and "Integration") era (1919-1936) when Taiwan was viewed as an extension of Japan. During this period, the Japanese government tried to indoctrinate the Taiwanese population to "become" Japanese through acculturation and education while at the same time leaving native Taiwanese and Chinese culture in place.[5] Simultaneously, the Japanese government allowed a relatively liberal margin of control in certain areas, including some freedom to innovate culturally.[6] During the "Dōka" era, two main purposes were to facilitate the colonizer's economic advantage over local labor and to construct a "civilized" modern Taiwanese body through education so that the colonized population could be as "civilized" as the population of modern Japan. The Japanese made economic use of the Taiwanese population by exploiting local labor and extracting natural resources. The government used the education system, in order to spread notions of Japanese superiority and advanced civility, as well as to foster loyalty of Japanese nationality.

The introduction of modernity in Taiwan offers a local vantage point through which to assess notions of the "modern" within a larger Asian context. The edited volume *Formations of Colonial Modernity in East Asia*

4 The First Sino-Japanese War (1 August 1894 – 17 April 1895) was a war between Qing dynasty China and Meiji Japan. The Chinese were defeated in this war and the Qing dynasty lost its port of Weihai and the island of Taiwan in February 1895.

5 It was a time of growing waves of nationalism among colonial populations in the wake of the end of the First World War. Therefore, colonial governments all over the world became slowly liberalized and made concessions to populations they colonized. Likewise, the Japanese government in Taiwan also allowed limited freedom for local Taiwanese, such as publishing more local newspapers and inaugurating the Taiwan Council movement.

6 After the First World War, the idea of self determination was spreading worldwide. In Taiwan, an elected advisory committee, which included locals, was instituted. The Japanese government also encouraged Taiwanese artists and writers to create works referring to local styles and aesthetics, such as lyrics written in Taiwanese.

addresses the problems of reexamining "modernity" in East Asia. This text recognizes the important role colonialism played in the construction of East Asian "modernity". It argues that modernity was not comprised of a pre-set, importable system. Instead, the authors show that modernity was a shifting, negotiated, and deeply ideological struggle deployed in various ways throughout East Asian society and politics during the twentieth century (Barlow, 1997). This view introduces an inherent ambivalence and tension in the notion of "modernity" in the East Asian context, which Taiwan studies scholar Fangming Chen called "colonial modernity" and "belated modernity" (Chen, 2004).

Taiwan's occupation by Japan represented a paradoxical period because the country's modernization was considered a part of colonialism (Chen, 2004). Scholars view modernity in Taiwan as a "colonial modernity," since it was Japanese institutional, educational, and physical training that introduced modernization and Westernization (Chen, 2004). This form of colonial modernity originated in Europe and subsequently spread with the imperialist expansion since the nineteenth century. However, precisely because colonial modernity in Taiwan was not a static copy of the West, but was formed through multiple influences, it was culturally ambiguous.

The Introduction of the Modern Body

A modern body was introduced to Taiwan through a specific Japanese colonial influence. As illustrated in the previous section, the encounter with Western modernity was, for Taiwan, mediated through Japanese colonization. By modern body, I mean a new habitus that the Japanese established, in order to replace the traditional Chinese and Confucian-influenced body. Prior to the Japanese occupation, Taiwanese people often followed Chinese and Confucian bodily comportment. These Chinese and Confucian bodily disciplines included strict rules on how to behave properly, such as a regulated physical distance between men and women.[7] I have argued elsewhere that Confucian ideals required women to behave in a controlled and submissive way (Chang, 2012). One example for this is the old Chinese saying that "[women] must be decent when [they] stand and sit (站有站相，坐有坐相)." In the common interpretation of this saying, "decent" is understood to mean that women must keep their legs together and their hands on their knees while

7 There is an old saying by Mencius (a famous Confucian scholar): "Men and women should not touch each other when giving or receiving an item" (男女授受不親), which demands a strictly regulated body distance between men and women (Chang, 2012).

seated. When women stand, they have to stand up straight and not sway. "Slouching and fidgeting are also frowned upon. Under these regulations of the body, people shall always stand up straight and tall, and avoid rocking the lower part of their bodies while standing or sitting down" (Chang, 2012). The Japanese government intended to "de-Sinicize" the Taiwanese from such traditionally Chinese and Confucian bodily comportment.

During Japan's occupation of Taiwan, the colonial government paid a pronounced attention to the health of the Taiwanese for the purpose of improving the national body.[8] Specifically, Japanese colonial rule constructed a modern female body via an overall disciplining of the Taiwanese body. In 1916, forms of physical culture, such as gymnastics, were introduced into the Taiwanese education system in order to train the modern citizens' bodies (Fan, 2001: 89). Physical culture was a system of training the body that originated during the nineteenth century in Germany, and was often promoted in accordance with nationalistic loyalties (Manning, 1993). With its emphasis on "position and posture", this system required a huge amount of repetition, indicating that its training necessitated extreme discipline (Hsieh, 2004: 281). The ultimate goal of physical culture in Taiwan was to allow Taiwanese women to reform their bodies to run, walk, and jump. For example, gymnastics allowed women to perform jumping jacks or flips. Through these exercises, a modern Taiwanese body was constructed that was meant to replace the Chinese body. At the same time, this system also created a productive Taiwanese body that served the colonizer's need for physical labor and factory work. This physical emancipation was thus seen as strengthening the Japanese nation by providing better human resources for economic growth and industrialization.

However, even though women's education began in 1897 in Taiwan, it was not until the Japanese changed the Taiwanese foot binding tradition that women were able to practice more intense physical culture such as gymnastics (Chin, 2012). Foot binding was a custom from China, practiced in Taiwan, which involved tight constriction of girls' feet to prevent further growth. Foot binding as a custom existed prior to the court of the Southern Tang dynasty (937–976). In the Yuan dynasty (1271-1368), the term "three-inch lotus (三寸金蓮)" was invented to describe the beauty of a small female foot. In the Qing dynasty (1644-1911), all girls, no matter whether rich or poor, were expected to have their feet bound. The practice of foot binding was also prevalent in

8 The Japanese government carefully conducted medical inspections and physical examinations for both Taiwanese locals and the Japanese who immigrated to Taiwan. In 1915, there were large-scale physical examinations throughout Taiwan (Fan, 2001).

Taiwan. In order to promote the transformation of the Taiwanese into modern civilized subjects, the Japanese government prohibited female foot binding during the early 1910s with the intention to support improved physical conditions and strengthen the spirit of women[9].

The anti-foot binding movement in China during the early twentieth century provides an example of how "liberating" women actually served a nationalist purpose. In her book, *Cinderella's Sisters: A Revisionist History of Footbinding*, Dorothy Ko points out that the Chinese abolitionists were mainly men, and their core argument was aimed at the perceived weakness and embarrassment of the Chinese nation "caused by such an uncivilized custom" (Ko, 2007). Ko criticizes that the anti-foot binding movement was to discriminate against women with bound feet only for the nationalist cause without caring for the pain caused by unbinding (Ko, 2007: 68). For these abolitionists, anti-foot binding was a nationalist ideology that had little to do with women's rights.

Paradoxically, while women were trained to move more vigorously and with more frequency, physical training was introduced as a disciplinary measure to promote colonial and economic productivity. Movement without foot binding offered a way for women to experience themselves through comportment entirely different from Chinese and Confucian tradition, thus increasing female agency. In contrast to the previous Chinese foot binding aesthetic tradition, which focused on the beauty of not being able to move intensively, Taiwanese women not subjected to foot binding suddenly had more freedom and more physical flexibility than ever before. With the freedom to move un-bound, women could work in such urban professions as nurses, factory laborers, entertainers, dancers, and bus ticket inspectors (Ong, 2010). This dual impact of colonial modernity on women's bodies shows how the same policy had a regulatory and a liberating cultural impact.

Recognizing the moving and dancing body as a site of meaning-making wherein movements are lived, agential experiences rather than abstract representations of bodies, offers a bridge to feminist scholarship. In her article "Of Liberation and Discipline: Colonial Modernity, Identity Politics, and the Dancing Female Bodies in Early Taiwanese Modern Dance," dance scholar Chen Ya-Ping examines how early Taiwanese modern dance choreographers, in alignment with trends in early versions of modern dance across the globe, reflected the dual practices of "liberation" and "discipline." This peculiar experience of "colonial modernity", according to Chen, was especially complicated for female choreographers, whose works explored the awareness of "new women" who performed oriental

9 The percentage of foot binding among female Taiwanese students decreased from 90% in 1905 to 28% in 1914 (Chin, 2012).

dance from a liminal cultural position. These choreographic representations of womanhood expressed liberation and a departure from traditional Taiwanese femininity (Chen, 2011).

Along similar lines, the gymnastic classes also offered Taiwanese women a new way to express themselves. Chen's text provides several personal examples (Chen, 2011): Lin, a woman who received her gymnastic education during the era of Japanese rule, recalled that: "Sometimes we danced and sang during the class, and I felt very happy. It wasn't boring at all. It was not a military style gymnastic class. We danced and sang a lot. All kids like to dance and sing" (Huang, 2005:61)[10]. In her autobiography, Tsai Jui-yueh, a pioneering modern dancer in Taiwan, describes how "when [I] was in elementary school and high school, there were three gymnastic classes, two PE classes, and one dance class per week. On the dance class day, [I] would be very excited, hoping to attend the dance class as soon as possible" (Tsai: 1998:10).[11] These personal documents suggest that female practitioners gained a new embodied awareness through many of the physical activities introduced by the Japanese. While belated modernity and colonial modernity brought a new form of power hierarchy to the Taiwanese population, it is important to acknowledge that women did enjoy an increase in agency through moving their bodies "freely" and liberated from previous restrictions.

Partner Dances and the Urban Dance Hall

While the modern body was introduced to benefit the colonizer, the increased freedom of physical movement contributed to emerging forms of partner dances that offered opportunities for resistance against mainstream social norms. In this section, I focus on how partner dances became an alternative bodily tactic for Taiwanese people to experience modernity during the 1930s. More specifically, while the Japanese colonizers reinforced a trained modern body, an unintended consequence of the modernization allowed partner dances to become a liberating force for women. Taiwanese dance halls turned into another important urban space where women navigated the ambiguity of Taiwanese modernity.

10 上課的時候有時是邊唱歌邊跳舞,我覺得那時候很快樂,不要很呆板的一直做體操,有時體操,有時跳舞唱歌,小朋友就是喜歡唱唱跳跳的。Yi-lin Huang interviews Lin Caiqin (林彩芹). This quote is translated by the author.

11 小學和中學時每週有三堂體操課，二堂上體育課，一堂上體操舞蹈。如果當日有排舞蹈課程,我一整天就很興奮,期待這堂課快點到來。This quote is translated by the author.

During the Meiji era, partner dances were viewed in Japan as a cultural symbol of Western high society. The opening of the *Rokumeikan* (鹿鳴館) dancehall in Tokyo in 1883 symbolized how Westernization was prioritized in the Meiji period. The Japanese Foreign Minister commissioned the dancehall for foreign guests and the venue became famous for hosting glamorous parties and balls. The *Rokumeikan* served luxurious banquets with menus written in French. On the dance floor, Japanese men dressed in imported London-tailored suits; Japanese ladies dressed in the most recent Parisian fashions. They danced the waltz, polka, quadrille, and mazurka to the latest European songs. European foreigners in Tokyo were hired as dancing tutors (Keene, 2005: 391-395). Only the guests of the government and Japanese who had already lived abroad were invited to attend these events, thus introducing many members of the Japanese elite to Western manners (Ishii, 1926). In this sense, partner dance practice was a political tool of Japanese modernization. The *Rokumeikan* was designed to impress Westerners through an extreme spectacularization of a Westernized social atmosphere. Japanese diplomats and foreign dignitaries alike were invited to experience high society as cultural equals, which the Japanese government hoped would "civilize" Japan in the eyes of Europe. For the Japanese, adopting Western manners would benefit Japan's place in a symbolic hierarchy vis-à-vis other imperial powers (Hane, 1990: 116).

In early twentieth-century Taiwan, city planners from Japan built huge boulevards lined with trees. These roads were inspired by the Champs-Elysees, reflecting an ideal of Westernization and urbanization. Additionally, there were many empire-inspired urban designs constructed in Taipei, including buildings in a Victorian and Baroque-style architecture. The Japanese authorities intended for the new architecture to represent colonial power and included design elements that directed visual sight lines toward the rising sun, to promote a sense of cultural grandiosity.

Contrary to the idea that fixed architectural structures represented colonial hierarchy, I suggest that the spatial construction of meaning is always in motion. Rather than an isolated, static entity, space is a shifting plurality. From this perspective, an urban system can neither be administrated nor suppressed, and it depends inherently on the actual human act. Space is continuously constituted and created through different kinds of movements, including those of pedestrians on the streets. The discussion of the "spatial turn," which came out of 1980s cultural studies, indicates that space is "(a) socially produced, (b) historically determined, and (c) corporeally experienced" (Kwan, 2013: 16).

In her article "The Re-Turn of the Flaneuse" about somatic memories of place, dance studies scholar Lena Hammergren proposes a feminist notion of the flâneuse – a quasi "second return of the flâneuse (Hammergren, 1996)" to rephrase cultural critic Walter Benjamin's essay "the return of the flâneur" (Benjamin, 1999). Flâneur is a term borrowed from Benjamin that documents and objectifies the city through a male gaze; Benjamin's flâneur is a man with the leisure and rights to walk the city streets: "In literature, the figure of the flâneur essentially accounts for the experience of men, since they had the freedom to drift alone in the cities, whereas women were confined to private spaces. Women could not leisurely inhabit the public spheres on their own, without putting their social rank and reputation at risk….. so, in assuming the (formerly non-existent) role of a flâneuse, in order to make the historiographical gesture of redistributing value-charged categories, this flâneuse will reject sight as the single magic key that will unlock society's hidden secrets" (Hammergren, 1996).

While the flâneur relies on his sight as a mastering and objectifying gaze, Hammergren offers a feminized response: the flâneuse gathers information through moving her body; she is a subject who experiences the city through her body. Thus, the flâneuse is all about the kinesthetic experience of space.

Along similar lines, in her book *Kinesthetic City: Dance and Movement in Chinese Urban Spaces*, dance studies scholar SanSan Kwan argues that kinesthesia—the body's awareness of motion— allows us to describe the experience of participating in and responding to the urban terrain's kinaesthetic flows (Kwan, 2013). By turning her focus to the flâneuse as a feminist methodology, there is a reflexive and participatory relationship of the dancing body to contemporary Chinese urban spaces. In Kwan's analysis, Taipei has gone through a gradual and constant re-negotiation of its identity since the 1950s. Therefore, Taipei offers an example of a city shaped by ambiguity. While Kwan studies Chinese identity in Taipei after the Second World War, my research focuses on the negotiation of the modern female identity of Taiwan prior to the Second World War.

Unlike Japan, dance halls in Taiwan were introduced by city dwellers rather than by the state. The introduction of venues for the express purpose of social dances allowed people to experience modernity through embodied practice. Dancing can be a synecdoche—the dancers can choose the various routes they want and thus create opportunities to observe the modern architecture of the city and break the stability of the urban order. French philosopher Michel de Certeau argues that the body is a site of everyday life practice. Space, for de Certeau, is a mobile

place for pedestrians to create their own trajectory through the city. In this sense, modern female bodies in dance halls can serve as a subversive "tactic" —a bottom-up action against domination (Certeau, 1984). By looking at bodily movements in relation to surrounding space, we can see how embodiment is a form of cultural information, and that movements create opportunities for new relations, rather than fortifying standard orders of dissociation and hierarchy. Beginning in 1930s Taiwan, dance halls offered alternate spatial and temporal meaning as compared to colonial urban architectures. A new urban modern identity was established.

The introduction of partner dances and the construction of dance halls in Taiwan started as early as 1927. A member of the Taiwanese elite named Lin Shu-zhi (林樹枝) who had studied in Japan,[12] had learned partner dances during his time abroad, and later invited his dance teacher to Taiwan. Within a few short years, and ultimately throughout the 1930s, this dance phenomenon rose to tremendous popularity. The mainstream newspaper at that time, the *Taiwan Daily News*, featured several reports on requests for the opening of more dance halls in both Taipei and Kaohsiung city on the part of Japanese settlers and local Taiwanese who had previously studied in Japan. These requests were rejected by the Japanese government due to a lack of clear legal regulations concerning dance halls in 1930.[13] However, in 1931, the first two dance halls in Taiwan were finally legally launched.

The openings of dance halls were turned into impressive events. Approximately 500 guests attended the opening night of the Plumage Dance Hall (羽衣會館) in November 1932, one of the first dance halls in Taiwan (Takenaka, 2009). The *Taiwan Daily News* reported about the opening of the Japanese-run Plumage Dance Hall on its cover page. In order to prepare for the Plumage Dance Hall's opening, the owner had brought twelve dance instructors and dancers from Japan, who were treated like stars.[14] The craze for partner dances continued and in 1934, due to the financial benefits associated with this business, there were even criminals that fabricated and sold two thousand fake entrance tickets to the Plumage Dance Hall.[15] These news reports reflect the popularity of social partner dances at that time.

12 Lin Shu-zhi is from the Banqiao (板橋) Lin Family. The Banqiao Lin Family is a Taiwanese family of businesspeople, politicians, and scholars. They originated from Banqiao, Taipei during the Qing Dynasty and are still active in contemporary Taiwan.

13 Taiwan Daily News (台灣日日新報), 10/7/ 1930 (8); 10/04/1930 (4); 10/22/1930 (4).

14 Taiwan Daily News (台灣日日新報), 11/3/1932, cover page.

15 Taiwan Daily News (台灣日日新報), 04/08/1934 (8)

The Plumage Dance Hall and the Simultaneous Sound Club (同聲倶樂部) were among the first dance halls in Taiwan. They were also described in contemporary popular songs. The lyrics of "Taipei Bamboo Poetry" (臺北竹枝詞), written in 1932 by Li Teng-yue (李騰嶽), vividly depict the popularity of these two famous dance halls: "Today we go to the Simultaneous Sound Club, while last night we were in the Plumage Dance Hall; in the blurring lights, we dance as if we were a pair of lovebirds flying around the dance hall"
(今日同聲昨羽衣，舞腰輕抱合鮮肥；迷離舞色燈光下，共效翩翩比翼飛).

Figure 3. The advertisement of the opening date and entrance fee of the Plumage Dance Hall, in the cover story of Taiwan Daily News on November, 3, 1932.

The popularity of partner dances, however, was only shared among cultural and political elites. The Simultaneous Sound Club was operated by several members of the Taiwanese elite, including doctors, businessmen, and scholars (Chen, 2011: 152). The club was expensive to attend. In addition to paying the tuition to learn proper dance steps, for example, guests had to cover entry fees to attend dance hall events, and they even needed to pay for a partner with whom they could dance.[16] Only guests dressed in the appropriate attire who arrived by car were allowed to attend the popular events. While these social partner dances catered exclusively to the members of the elite, the trend in new dance activity also allowed non-elite women to participate via their roles as dance event support staff. Elite women had the ability to attend school as

16 In 1932, the entry fee for the Plumage Dance Hall was 0.5 silver coins and monthly tuition for learning dance was 10 silver coins (Taiwan Daily News, November 3, 1932). For reference, the average income in 1930s Taiwan was 205 silver coins, which equals 17 silver coins per month (Yeh, 2009).

part of their formation in a modernized culture. In contrast, non-elite women, who worked as singers and dancers (the aforementioned partners for hire), were also participating in modern cultural formation, albeit in a socially subservient status.[17]

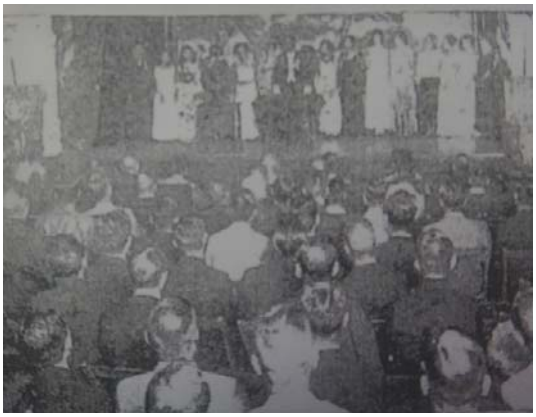

Figure 4. (Left) The advertisements of Simultaneous Sound Club in Taiwan Daily News on November, 11, 1932, and (right) Plumage Dance Hall in Taiwan Daily News on October, 18, 1932.

Female dancers had limited agency to be part of this new modern world, as described in song lyrics and poems:

毛斷台北現代女，十字路頭來相遇,
行路親像在跳舞！跳舞！跳舞！
活潑無人有，萬種流行攏會副咖啡館五燈,
窗前女給（女服務生）在歡迎,
吃酒服務談愛情！愛情！愛情！

（1934, "新台北行進曲" 歌詞）

Modern Taipei girls meet at the crossroad.
They walk as if they are dancing, dancing, and dancing.
They are so active, beyond anyone else.
These women are fashionable, they are attending coffee shops.
They can work as independent female servers. They drink while they talk.
They enjoy their love lives. Love, Love, and Love.

(music lyrics from "New Taipei March," 1934)

17 Historians Kathy Peiss and Valerie Matsumoto have also discussed the similar situation of women in the US (Matsumoto, 2014; Peiss, 2011).

廿紀摩登女。風流燦一堂。
蹁躚相握手。窈窕共偎香。
樂奏隨人轉。聲喧引客狂。

(Chang, 〈跳舞女〉 1936:20)

Charming modern women in the twentieth century.
They are spinning and dancing in the dance hall.
When they take turns next to each other, there is a nice aroma smell spreading around.
Music continues with their dance steps and the sound of music makes everyone crazy.

(Poem from "Dancing Women", 1936:20)

Figure 5. (Left) Japanese dancers traveled to Taiwan to work as Plumage Dance Hall dancers. (Taiwan Daily News, November 2, 1932). (Right) The opening ceremony of Plumage Dance Hall in Taiwan Daily News on November 4, 1932.

As the lyrics from "New Taipei March" illustrate, new jobs were emerging at the time that allowed women to work independently.[18] Similar to what dance scholar Linda Tomko has argued in her book *Dancing Class: Gender, Ethnicity, and Social Divides in American Dance 1890-1920* (Tomko,

18 Female coffee shop server (珈琲店女給) was a new career option for women during the 1930s in Taiwan. It was considered fashionable because coffee shops were a new modern idea in Taiwan. These coffee shops offered wine, drinks, and food, and sometimes even space for events such as exhibitions and lectures for cultural elites. Female coffee shop servers worked solely on tips. They were famous for being sociable and beautiful, and talented in arts and literature to attract guests. Even the government had enlisted them in its service (Liao, 2012).

1999), women began to appear in the public sphere as professional dancers. Dancing became connected with the liberation of the modern woman who embraced contemporary culture and the new concept of love and liberation. Dance offered a space for participants to engage with modern culture and contribute to the understanding of class mobility in colonial modernity. What emerged in this period before the Second World War was a social trend that shows how dance gradually became a liberating leisure activity of personal choice rather than part of a bodily regime dominated by government authorities. However, women were still subjected to the male gaze as described in the following poems:

座上妙齡女。輕盈體態嬌。
挺身連足蹴。舞手並頭搖。
衣袖隨風轉。裙裾等雪飄。

*(Zhou, **跳舞女**〉1931: 14)*

This young dancer has a light and feminine body shape.
She stands up and dances with her hand and head moving.
Her sleeve is turning with the wind blowing, and her skirt floats like a snow falling on the ground.

(Zhou, Dancing Women, 1931: 14)

體態任風飄。
如癡帶撒嬌。
蛾眉誇捷足。
粉黛弄纖腰。
雀躍身頻動。
燕飛掌輒搖。
郎君真得意。
攜手欲魂銷。

*(Wu, 〈**跳舞女**〉1931: 14)*

She is as skinny as the wind could easily move her away.
She acts like a cute spoiled child.
Her eyebrow and makeup are beautiful.
She has such a nice tiny waist and can move her steps so quickly and delicately.
When she dances in the air, she is as light as a bird.
Being her dance partner is such a satisfying experience.
You can hold her hands and you are willing to die without hesitation because you have already enjoyed this pleasant movement.

(Wu, Dancing Women, 1931: 14)

The detailed illustration of female bodies in these two poems written by male authors suggested that, while dance could offer liberation and modern manners for Taiwanese women, female bodies were still consumed and displayed for the male gaze. Although women had found a means of entering the public sphere, they were still objectified. In addition, dancing women were often deemed the subject of temptation and moral degradation. In 1927, for example, the *Taiwan Daily News*

(台灣日日新報) posted a critique of the new social events: "When dancing, the natural impulse occurred. These innocent girls are easily tempted. They might end up miserable as 'a false step may cause a lifelong regret'" (跳來跳去之間。生出本能衝動。無垢少女。受人誘惑。有一失足而成千古恨之陷於悲境也).[19]

Two female characters from the documentary *Viva Tonal: The Dance Age* (2003), mentioned in the beginning of this article, may tell us more about the complicated concept of colonial modernity in Taiwan in that period. These two major characters are the female singer Chunchun (純純), who sings the song "The Dance Age" in *Viva Tonal,* and the female singer Aiai (愛愛), who also worked for the Nippon Columbia Records company. Their personal stories illustrate how their gender, class, and national identities negotiated colonial modernity. Their stories also indicate how modern experience in East Asia did not follow a singular narrative, but was open to various interpretations.

The singer Chunchun, the film's protagonist, represents a woman's struggle for modern life. She was able to perform, sing, and participate in the formation of early Taiwanese modern culture as a high earning popular singer and performer. As a modern female performer, she even ran her own business: She owned a Western-style coffee shop located near the most crowded Taipei train station. While singing songs about free love and dancing, Chunchun fell in love with a university student she met in the coffee shop she owned. This university student was from an elite family and was educated in Japan. Due to her background as an entertainer, her lover's family didn't accept Chuchun. This struggle between liberation brought by modernity (free choice in love) and tradition (arranged marriage between people of similar class backgrounds) highlights the fact that class mobility through capitalism had its limits (Sang, 2012: 78). Chunchun later married a Japanese businessman, perhaps hoping to advance to a different class by "becoming Japanese." She then died at the young age of twenty-nine from tuberculosis that she had contracted from her Japanese husband.

Aiai, another female singer interviewed in the documentary *Viva Tonal: The Dance Age*, had a more positive attitude regarding her experience of colonial modernity during the Japanese colonial era. While working at the Nippon Columbia Records company, Aiai met Chiu Thiam-ōng (周添旺), a young talented Taiwanese songwriter who would later become her husband. Together, they created several famous love songs, such as "Smiling with the Spring Breeze" (滿面春風) and "Spring Dreaming on the River" (河邊春夢). The lyrics to these songs elegantly indicate how young men and women fell in love and became eager to express their

19 Taiwan Daily News (台灣日日新報), 11/28/1927 (4).

desire for each other.[20] In *Viva Tonal: The Dance Age*, Aiai enthusiastically expresses the happy memories of her earlier life. As the documentary unfolds, we learn that her singing career was discontinued due to the Second World War and that she was not able to successfully work in the music industry once the Chinese nationalists took over Taiwan. Aiai sang in the Taiwanese language, which was banned after the Chinese nationalist government assumed power in Taiwan after 1949. One likely interpretation is that the Second World War interrupted the success of her singing career. Perhaps for this reason, she represents a part of the Taiwanese population who speak very positively about Japanese colonization.

Cultural spaces for dancing were diminished once Japan militarized Taiwan to support the all-out war in the Pacific.[21] With the onset of the Sino-Japanese war (1937) and the outbreak of the Pacific War (1941), the Second World War in East Asia became more and more intense. Both Taiwanese and Japanese societies entered an era of military rule that would last from1937 to1945. Taiwan's era of militarization, or "Kōminka movement" (皇民化運動, kōminka undō, literally "imperialization") involved a more concerted transformation of the Taiwanese into Japanese through building a "Japanese spirit" (大和魂, Yamatodamashī). The goal was that Taiwanese who adopted a Japanese identity could serve as soldiers for Japan during the Second World War (Huang, 2005). As a result, social partner dances were banned during the 1940s, since they were considered as reducing the will of the general population to fight (Jitian, 2002: 203). According to the Japanese imperial power, partner dances were too much fun, too flirty, and too entertaining to practice during wartime. The fact that war policies affected dance practices shows that political considerations influenced everyday life, especially in the manipulation of the body.

20 For example, "That day I went hiking on the side of the river with him. He talked to me about love and youthful dreams. He said I am so beautiful. I felt very shy and I blushed. (人阮彼日佮伊雙人, 做陣去遊江伊, 有對阮講起愛情, 說出青春夢, 又擱講阮生成愛嬌, 生作真活動, 乎阮一時想著歹勢, 見笑面煞紅" lyrics from the song "Smiling with Spring Breeze (滿面春風)," translated by the author.

21 The Pacific War is also called the Asia-Pacific War. It was fought in the Pacific and East Asia from 1941 to 1945. During this war, the Allied powers (including the Republic of China) were pitted against the Empire of Japan. It was the main theater of the Second Wolrd War in East Asia.

Conclusion: The End of the Dance Age

Modern dance halls carried dual features: liberation and ethical controversy. The practice of partner dances also held two meanings: modern (liberal) and immoral (against traditional values). While disciplining the Taiwanese body in support of efficient economics, this new corporeal rule also liberated women's ability to move their bodies. The productive, modern Taiwanese body was constructed to replace the Confucian Chinese body and to serve the colonizer's economic demands. However, it also offered limited agency for Taiwanese women in this modern era. There is an ambiguity to how colonial modernity functioned by regulating women's bodies while simultaneously liberating them. Partner dances offered a form of agency that the imperial power wanted to prevent its soldiers from experiencing.

In conclusion, the "liberation" of the female body from Confucian discipline and foot binding tradition and its expressions in dance hall agency, can also be seen as novel form of disciplinary regime intended to produce a new modern body. Although liberation from old forms and insertions into a new regime suggest greater agency, this liberation was directly tied to productivity. Therefore, the development of these modern forms of agency and body usage were liberating, while also serving to create a greater workforce productivity. While this article suggests that partner dances offered an opportunity for resistance against and(or) reinforcement of mainstream comportments and social norms, it also proposes new ways of looking at the negotiation of urban history, the body, movement, modernity, and colonialism were intertwined in East Asia throughout the early twentieth century.

Bibliography

Banerji, Anurima, "Paratopias of Performance," in *Planes of Composition: Dance, Theory, and the Global*, ed. Lepecki, André and Jenn Joy (London: Seagull, 2009).

Barlow, Tani E.. *Formations of Colonial Modernity in East Asia*. NC: Duke University Press, 1997.

Benjamin, Walter, "The Return of the Flâneur," in *Selected Writings II 1927-1934,* trans. Rodney Livingstone et al, ed. Michael W. Jennings, Howard Eiland, and Gary Smith (Cambridge, MA: Harvard, 1999).

Borden, Iain. *Skateboarding, Space and the City: Architecture and the Body*. New York: Bloomsbury Academic, 2001.

Bourdieu, Pierre. *Outline of a Theory of Practice.* Cambridge, U.K.: Cambridge University Press, 1977.

_____. *The Logic of Practice.* Stanford, Calif: Stanford University Press, 1990.

Bremmer, Jan and Herman Roodenburg, ed. *A Cultural History of Gesture*. NY: Cornell University Press, 1992.

Certeau, Michel de, and Steven Rendall. *The Practice of Everyday Life*. Berkeley: University of California Press, 1984.

Chang, I-Wen, "Leader-Follower: Throwing Out Gender Rules in Taiwanese Salsa Today," *CSW Update*, LA: UCLA Center for the Study of Women, 2012.

Chang, Quozhen (張國珍), "Tiaowu nu(跳舞女, Dancing women)," *Shi Bao* (詩報, Poem Magazine), May 1936, 20.

Chen, Fangming (陳芳明). *Zhi min di mo deng xian dai xing yu Taiwan shi guan* (殖民地摩登：現代性與台灣史觀, Colonial Modernity: Modernity and Taiwanese Historical Point of View). Taipei: Rye Field Publishing Co., 2004.

Chen, Roujin (陳柔縉). *Taiwan xi fang wen ming chu ti yan* (台灣西方文明初體驗, The First Encounters for the Western Culture in Taiwan). Taipei: Rye Field Publishing Co., 2005.

_____. *Taiwan xing fu bai shi: ni xiang bu dao de di yi ci* (台灣幸福百事：你想不到的第一次, Incredible Luck Things in Taiwan: The First Time beyond Your Imagination). Taipei: Jiu jing chu ban she gu fen you xian gong si (究竟出版社), 2011.

Chen, Ya-Ping, "Of Liberation and Discipline: Colonial Modernity, Identity Politics, and the Dancing Female Bodies in Early Taiwanese Modern Dance," *Taipei Theater Journal Special Issue: Cross-cultural Writings in Modern Theatre-Gender, History and Adaptation*, No. 14 (2011): 7-40.

Chin, Hsiang Pin, "Foot biding and physical education: the development of female physical education in Taiwan schools during the early years of Japanese rule (1895-1915)," *Asia Pacific Journal of Sport and Social Science* 1, No. 1 (2012): 37-47.

Cranz, Galen and Eleftherios Pavlides, ed. *Environmental Design Research: The Body, the City, and the Buildings in Between.* San Diego: Cognella: 2012.

Dolan, Jill. *Utopia in Performance: Finding Hope at the Theater*. Ann Arbor: University of Michigan Press: 2005.

Fan, Yanqiu (范燕秋), "Riben diquo fazhanxia zhimindi Taiwan de renzhong weisheng (日本帝國發展下殖民地台灣的人種衛生(1895-1945), Taiwan's ethnic development of health during Imperial Japanese colonization)" (Ph.D. diss., National Chengchi University, 2001).

Hamera, Judith. Dancing Communities: Performance, Difference and Connection in the Global City. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2007.

Hammergren, Lena, "The Re-Turn of the Flaneuse," in *Corporealities*, ed. S.L. Foster (New York & London, 1996), 53-69.

Hane, Mikiso. *Premodern Japan: A Historical Survey*. Boulder, CO: Westview Press, 1990.

Huang, Fu-san. *A Brief History of Taiwan*. Taipei: ROC Government Information Office, 2005.

Huang, Jinlin (黃金麟). *Zhan zheng, shen ti, xian dai xing: jin dai Taiwan de jun shi zhi li yu shen ti, 1895-2005* (戰爭、身體、現代性:近代台灣的軍事治理與身體 1895-2005, War, Body, Modernity: the Military management and the body discipline in contemporary Taiwan). Taipei: Linking Publishing Company, 2009.

Huang, Yi-lin (黃怡玲). "The Study of Nationalizing Taiwanese Female Body during the Japanese Colonial Era (日治時期台灣女性身體國家化之研究). " Master's thesis, National Taiwan Normal University, 2005.

Hunter, Victoria. *Moving Sites: Investigating Site-Specific Dance Performance*. NY: Routledge: 2015.

Hsia, Chu-Jo（夏鑄九), "殖民的現代性營造—重寫日本殖民時期台灣建築與城市的歷史 (Building Colonial Modernity: Rewriting Histories of Architecture and urbanism in the Colonial Taiwan)," *Taiwan: A Radical Quarterly in Social Studies* 40 (2000): 47-82.

Hsieh, Shiyuan (謝仕淵), "Zhimin tongzhi yu shenti chengchi: yi rizhi chuqi Taiwan gonxuexiao ticaoke weili (1895-1916) (殖民統治與身體政治:以日治初期台灣公學校體操科為例 (1895-1916), Colonial rule and Body Politics : the subject of gymnastics in the Japanese ruled Taiwan as example)," in *Kua jie de Taiwan shi yan jiu: yu dong Ya shi de jiao cuo* (跨界的臺灣史研究與東亞史的交錯, *Transcending the boundary of Taiwanese history : dialogue with East Asian history*), ed. Wakabayashi Masahiro (若林正丈) and Wu Mi-cha (吳密察) (Taipei: Green Futures Publisher Co, 2004), 271-313.

Ishii, Kendoo (石井研堂). *Meiji jibutsu kigen* (明治事物起原, The Origins of Meiji Objects). Tokyo: Shun'yo-Do, 1926.

Jitian, Shunyilang, and Weizhi Liao (紀田順一郎, 廖為智譯). *Ri ben xian dai hua wu yu* (日本 現代化物語, Japan's modernization Story). Taipei: Yi Fang, 2002.

Keene, Donald. *Emperor of Japan: Meiji and His World, 1852-1912*. New York: Columbia University press, 2005.

Ko, Dorothy. *Cinderella's Sisters: A Revisionist History of Foot binding.* Los Angeles: University of California Press, 2007.

Kwan, SanSan. *Kinesthetic City: Dance and Movement in Chinese Urban Spaces*. Oxford; New York : Oxford University Press, 2013.

Lefebvre, Henri. *The Production of Space.* Donald Nicholson Smith (Trans.). Oxford: Blackwell, 1991.

Lepecki, André. *Exhausting Dance: Performance and the Politics of Movement*. New York: Routledge: 2006.

Liao, Yizheng (廖怡錚). *Nü gei shi dai: 1930 nian dai Taiwan de jia bei dian wen hua* (女給時代：1930 年代臺灣的珈琲店文化, Female Servant Era: Taiwanese Coffee Shop Culture in the 1930s). Taipei: Dong cun Publisher, 2012.

Manning, Susan. A. *Ecstasy and the Demon: Feminism and Nationalism in the Dances of Mary Wigman.* Berkeley: University of California Press, 1993.

Matsumoto, Valerie J.. *City Girls: The Nisei Social World in Los Angeles, 1920-1950*. New York: Oxford University Press, 2014.

Ong, Shengfeng (翁聖峰), "rizhi shiqi zhiyefunu ticai wenxue de bianqian ji nuxingdiwei (日治時期職業婦女題材文學的變遷及女性地位, Changes in the status of women's profession during the Japanese occupation and women 's literary)," *Taiwan Xuezhi* (台灣學誌, Taiwan Annals) 1 (2010) 1-31.

Pearson, Mike, and Michael Shanks. *Theatre/Archaeology.* London: Routledge, 2001.

Peiss, Kathy. *Cheap Amusements: Working Women and Leisure in Turn-of-the-Century New York.* Philadelphia: Temple University Press , 1986.

Pile, Steve. *The Body and the City: Psychoanalysis, Space and Subjectivity*. New York: Routledge: 1996.

Power, Helen J. and Sally Sheard, ed. *Body and City: Histories of Urban Public Health*. Surrey: Ashgate Pub Ltd, 2001.

Sang, Tza-lan D, "Reclaiming Taiwan's colonial modernity: the case of *Viva Tonal: The Dance Age*," in *Documenting Taiwan on Film: Issues and Methods in New Documentaries,* ed. Sylvia Li-chun Lin and Tze-lan D. Sang (New York: Routledge, 2012), 60-88.

Sennett, Richard. *Flesh and Stone: The Body and the City in Western Civilization*. New York: W. Norton & Company, 1994.

Sluis, Ageeth. *Deco Body, Deco City: Female Spectacle and Modernity in Mexico City, 1900–1939*. NE: University of Nebraska Press, 2016.

Tsai, Jui-yueh, and Woting Xiao (蔡瑞月口述, 蕭渥廷主編). *Tai wan wu dao de xian zhi: cai rui yue kou shu li shi* (台灣舞蹈先知—蔡瑞月口述歷史, Prophet of Taiwan's dance: an oral history by Tsai Jui-yueh). Taipei: council for cultural affairs, Executive Yuan: 1998.

Tsai, Jen-Siung,"Female Student's Physical Education in Taiwan during the Japanese Occupation Era," in *Dancing under the Rising Sun: The Influence of Japanese Colonialism on Dance in Asia Pacific Region*, conference in Taipei University of Arts (TNUA) and Dance Research Society, Taiwan, Conference Proceeding, 2006.

Tomko, Linda J.. *Dancing Class: Gender, Ethnicity, and Social Divides in American Dance, 1890-1920*. Bloomington: Indiana University Press , 1999.

Wu, Jintu (吳金土). 1931. "Tiaowu nu(跳舞女, Dancing women)," *Shi Bao* (詩報, Poem Magazine) 14, June 1931, 20.

Yeh, Shu-jen (葉淑貞). "Rizhishidai Taiwan Jingji de Fazhan (日治時代臺灣經濟的發展, The Development of Taiwanese Economy during the Japanese Colonization Era)", *Taiwan Yinhang Jika*n (臺灣銀行季刊, Táiwān yínháng jìkān, Quarterly Bank of Taiwan) 60 : 4, 224–273, 2009.

Yin, Xueman (尹雪曼). *Zhonghua Minguo wen yi shi* (中華民國文藝史, The History of Art and literature in the Republic of China). Taipei: Cheng Chung Bookstore, 1975.

Yu, Chien-ming(游鑑明). *Yun dong chang nei wai: jin dai Hua dong di qu de nü zi ti yu* (1895-1937) (運動場內外 : 近代華東地區的女子體育(1895-1937), Beyond Sport Field: Early Modern Female Physical Education in East China (1895-1937)). Taibei: Zhong yang yan jiu yuan jin dai shi yan jiu suo, 2009.

Zhou, Shuiliu (周水柳). Tiaowu nu(跳舞女, Dancing women)," *Shi Bao* (詩報, Poem Magazine) 14, June 1931,14.

I-Wen Chang, contact: iwenchang.tw [at] gmail.com, is an Assistant Professor at Taipei National University of the Arts. She received her PhD in Culture and Performance with a concentration in Dance at the University of California, Los Angeles (UCLA). Her dissertation, entitled "Flirting with Global Citizenship: the Construction of Gender, Class, and National Identity in Taiwanese Salsa Practice," investigates how dancing salsa emerges as a strategy to address issues of gender, class, and national identity in a transnational context. Her areas of specialization include salsa dance, Taiwanese theatrical dance, dance aesthetics, live arts, interdisciplinary and intercultural performance. I-Wen has worked for much of her post-college life as a freelance writer and art critic specializing in arts coverage, dance, and culture. She's been writing about contemporary arts, dance, and performance for the Performing Arts Review Magazine and Artist Magazine in Taiwan since 2007.

Body Politics 4 (2016), Heft 7, S. 85-111

Containerkörper. Zur Genese logistischer Regierungstechniken in New York City, 1900-1950[1]

Stefan Höhne

English abstract: In the densely populated Metropolises around 1900, we can witness the emergence of a new bodily paradigm: the container body. Focusing on the New York City subway, the largest urban transit system of the twentieth century, this article traces the dynamics of standardizing and modularizing the passengers' bodies while black-boxing their emotions in favor of ideas of input and output. In implementing these ideals into both the materialities and logistics of the system, the engineers not only aimed to counter the perceived problem of the uncontrollable and irrational urban masses. By linking these strategies of containerization with an ethics of containment, they also helped to give rise to a crucial program of subjectivation in late modernity.

„Weich, wie wir sind, bauen wir uns Boxen, die uns härter machen."[2] Auf diese einfache Formel bringt der französische Kulturphilosoph Michel Serres die vielfältigen Verfahren des Einbauens, Verschachtelns und Abkapselns, die er als eine elementare Kulturtechnik der Moderne bestimmt. Zur Entfaltung kommen diese Strategien jedoch nicht nur in den Bereichen der Architektur und des Städtebaus. Ihr zentrales Einsatzfeld finden sie zudem in der Containerisierung des menschlichen Körpers und dem emotionalen Containment bzw. Abschottens seines Innenlebens. Wenn die Idee des modernen Menschen als Containersubjekt am Ende des 20. Jahrhunderts zu solch einer dominanten Vorstellung geworden ist, wie Serres meint, stellt sich die Frage, woher diese Ideen eigentlich stammen und wie sie so erfolgreich werden konnten.

Begibt man sich also auf die historische Spur dieser Ideen, so wird man vor allem in den sich rasant infrastrukturierenden Umwelten westlicher wie östlicher Metropolen um 1900 fündig, von den Fabriken und Kinos bis zu Transitsystemen und vernetzten Großraumbüros. In den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts sollte sich aus diesen hochgradig verdichteten Technotopen heraus ein neues Körperdispositiv entfalten,

1 Dieser Aufsatz ist eine komprimierte und streckenweise überarbeitete Fassung eines längeren Kapitels des Buches *New York City Subway. Die Erfindung des urbanen Passagiers*, Köln/Wien: Böhlau 2017. Ich danke dem Böhlau Verlag für die freundliche Genehmigung des Wiederabdrucks.

2 Serres, Michel: *Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, S. 194.

das man als Containerisierung bezeichnen kann. Dieses zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass es die Menschen und ihre Körper primär als funktional äquivalente Einheiten in den Blick nimmt und bestrebt ist, ihre Bewegungen und Verteilungen möglichst effizient zu steuern und zu regulieren. Dies geschieht vor allem über die Normierung menschlicher Körper und das systematische Abblenden ihrer emotionalen Dispositionen zugunsten einer Fokussierung auf Input/Output-Relationen: „Die Empfindung bleibt in einer Black-Box und funktioniert wie sie."[3] Damit lassen sich bereits ab 1900 zahlreiche Momente jener Kulturtechniken des Blackboxing ausmachen, die sich spätestens mit dem Behaviorismus und dem Aufstieg der Kybernetik in der zweiten Hälfe des 20. Jahrhunderts als dominante Subjektivierungsinstanzen erweisen sollten.[4]

Wie ich im Folgenden zeigen möchte, operierten diese Verfahren jedoch zunächst als Antwort auf die massiven Überlastungen urbaner Räume angesichts eines bis dahin ungekannten Ausmaßes verdichteter Körper. Gerade aus Sicht der bürgerlichen Eliten erwies sich die Implementierung neuer Steuerungstechniken als dringendst erforderlich, um diese bald als „Massen" oder „Mob" bezeichneten urbanen Kollektive zu steuern und zu pazifizieren. Auch für zahlreiche Intellektuelle der Zeit, von Gustave Le Bon bis zu Sigmund Freud und Robert E. Park, gaben diese „Menschenhaufen"[5] und ihr vermeintlich irrationales Verhalten Anlass zu größter Sorge. So galt es als ausgemacht, dass die unkontrollierte Vermassung der Menschen in den Städten immer wieder zu Revolten, Streiks und Tumulten führe und somit eine wachsende Gefahr für die öffentliche Ordnung darstelle. Besonders prävalent war diese Einschätzung in Metropolen wie New York, London, Wien oder Kairo, die eine bislang undenkbare Vervielfachung ihrer Bevölkerung innerhalb weniger Jahre erlebten. Hier avancierte spätestens um 1900 die Kontrolle vermasster wie verdichteter Körper zu einem Problem höchster Brisanz.

3 Ebd., S. 193.

4 Vgl. Galloway, Alexander B.: „Black Box, Black Bloc", in: B. Nyes (Hrsg.): *Communization and its Discontents: Contestation, Critique, and Contemporary Struggles*, New York: Minor Compositions 2011, S. 237–252. Siehe auch: Hörl, Erich: „Die technologische Bedingung. Zur Einführung", in: Erich Hörl (Hrsg.): *Die technologische Bedingung. Beiträge zur Beschreibung der technischen Welt*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2011, S. 7–53.

5 Freud, Sigmund: „Massenpsychologie und Ich-Analyse", *Massenpsychologie und Ich-Analyse / Die Zukunft einer Illusion*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1993, S. 31–106, hier S. 34.

Für die Bevölkerung New Yorks, die sich zwischen 1870 und 1900 mehr als verdoppelte, war die Gefahr des Chaos und der Impulsivität verdichteter Körper nirgends so offenkundig wie in der neu eröffneten Untergrundbahn. Im Oktober 1904 wurde sie als gewaltiges Monument zivilisatorischen Fortschritts eröffnet, das die massive Überfüllung der Stadt beenden sollte. Allerdings zeichnete sich bereits am Eröffnungstag ab, dass die Kapazitäten bei weitem nicht ausreichten um die Passagiermassen aufzunehmen. In den folgenden Monaten sollte nun die volle Tragweite dieser Überlastung deutlich werden und das System immer wieder an den Rand des Kollapses führen. Angesichts der Flut an Passagieren wurde rasch ersichtlich, dass die Prognosen der Ingenieure und Technokraten hinsichtlich der Auslastung völlig illusorisch waren.[6] Zwar versuchten die Betreiber jeden nur verfügbaren Zug auf die Gleise zu setzen, eine Abnahme der Überlastung erreichten sie damit jedoch nicht. Stattdessen wurden Menschenaufläufe an den Eingängen und Bahnsteigen, überlastete Züge, Chaos und Tumulte Teil des Alltags für Millionen von New Yorkern. Ins Bild gesetzt wurde dieses Motiv auch in zahllosen Karikaturen der Zeit, wie beispielsweise in einer Zeichnung der Evening Sun aus dem März 1913 (Abb. 1), dem gleichen Monat, in dem Duchamps ikonisches Gemälde *Nude Descending a Staircase, No. 2* in der New Yorker Armory Show für Furore sorgte.

Angesichts der Störungen und des Chaos wurde die Frage, wie man die unzivilisierten Passagiermassen in einen gleichmäßigen und gerichteten Zirkulationsstrom versetzen konnte, der mit den Anforderungen der technischen Apparaturen harmonierte, immer dringlicher. Dies konnte jedoch nur gelingen, wenn sich die Passagiere trotz der Strapazen des Transits als Elemente eines maschinellen Gefüges begreifen und ihre Körper der Operationslogik der Subway ausliefern würden. Im Gegensatz zu den im 19. Jahrhundert propagierten bürgerlichen Leitideen romantisch-tugendhafter Autonomie ging es nun um die Hervorbringung von Subjekten, die sich selbst als steuerbare, effiziente und entemotionalisierte Akteure entwerfen und sich so mit den technischen Modalitäten der Infrastruktur kompatibel machten. Anders gesagt: die Menschen mussten sich und ihre Körper in ein Stück Frachtgut verwandeln.

6 Geplant für eine maximale Anzahl von 600.000 Passagieren pro Tag, wurde dieses Maß nahezu sofort überschritten und erreichte im Jahre 1908 bereits eine tägliche Auslastung von mehr als 800.000. Diese und die folgenden Zahlen sind entnommen aus: Cudahy, Brian J.: *Under the Sidewalks of New York: the Story of the greatest Subway System in the World*, New York: Fordham University Press 1995, S. 31ff.

Abb. 1: J. F. Griswold: The Rude Descending a Staircase (Rush Hour at the Subway).[7]

In diesem Subjektcode der Containerisierung sollte sich auf diese Weise eine Spielart jener distanzierten Sachlichkeit entfalten, die auch der Kulturwissenschaftler Helmut Lethen als primäre Reaktion auf eine neue urbane Mobilitätskultur der Moderne bestimmt: „Der Verkehr verwandelt Moral in Sachlichkeit und erzwingt funktionsgerechtes Verhalten."[8] Dies traf jedoch nicht nur auf die Eindrücke zu, die von den Mitpassagieren ausgingen und deren es sich durch Techniken der Isolation und Abschottung zu erwehren galt. Vor allem waren es die Ingenieure und Betreiber, die mit der Mobilisierung von Strategien der Containerisierung darauf abzielten, die chaotischen Passagiermassen mit den technischen Anforderungen des Systems zu verschalten.

Wie ich im Folgenden zeigen möchte, erweist sich die New Yorker Subway damit als ein frühes Anwendungsgebiet logistisch-technischer Steuerungsmodelle, die auf die geordnete Zirkulation großer Menschenmassen in infrastrukturierten Umwelten abzielen. Indem sie die

7 Aus: *The Evening Sun*, 20. März 1913, S. 3, Teil der Sammlung des New York City Transit Museum Archives (File: Cartoons).

8 Lethen, Helmut: *Verhaltenslehren der Kälte: Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994, S. 45.

Menschen in den Stationen und Waggons in mess- wie steuerbare Containerkörper verwandeln, wird es möglich, die einzelnen Passagiere als funktionale und identische Elemente einer übergeordneten maschinellen Struktur in den Blick zu nehmen. Anhand dieser Verfahren, denen verdichtete Körper in den Röhren unter der Stadt New York unterzogen werden, lässt sich exemplarisch verdeutlichen, welch zentrale Stellung der Logistik als vor allem urbane Regierungstechnik im 20. Jahrhundert zukommt. Damit erweist sich einerseits die Infrastruktur der Subway als wirkmächtiges Integrationsmedium zwischen „Herrschaft und Alltag".[9] Andererseits zeigt sich in der Transformation der New Yorker Subwaypassagiere in Containerkörper ein zentrales Subjektivierungsprogramm der Moderne. Um 1900 sollte es rasch auch in einer Vielzahl anderer hochtechnisierter urbaner Umwelten Anwendung finden, von Verwaltungen und Fabriken bis zu Warenhäusern und modernen Haushalten.

I. Der Aufstieg der Logistik

Wenn die Verfahren der Logistik zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu solch wirkmächtigen Steuerungsinstrumenten urbaner Umwelten avancieren, dass Paul Virilio sogar vom Anbruch einer „logistischen Epoche"[10] spricht, scheint es hier angebracht, zunächst einen kurzen Blick in die historische Genese dieser Verfahren zu werfen. So kommen die Wissensformen der Logistik zu Beginn des 20. Jahrhunderts in immer mehr Bereichen der Gesellschaft zum Einsatz, sie firmieren jedoch zunächst nicht unter diesem Begriff.[11] Ihre Verfahren konvergieren erst in den

9 Van Laak, Dirk: „Infra-Strukturgeschichte", *Geschichte und Gesellschaft* Heft 3/2001/27. Jg. (2001), S. 367 – 393, hier S. 377.

10 Virilio, Paul: „Perception, Politics and the Intellectual: Interview with Niels Brügger", in: John Armitage (Hrsg.): *Virilio Live: Selected Interviews*, Theory, Culture & Society Book Series, London: Sage Publications Ltd 2001, S. 82–96, hier S. 91. Vgl. auch Virilio, Paul: *The Logistics of Perception*, New York: Verso 1989.

11 Dem *Oxford English Dictonary* zufolge findet der englische Ausdruck *Logistics* erst am Ende des 19. Jahrhunderts vermehrt Verwendung und stammt dem französichen *logistique* (von *loger*, dt: unterbringen), womit wohl vor allem die Unterbringung von Soldaten gemeint zu sein schien. Klose zufolge beruht der Begriff der Logistik auf dem griechischen Verb *logizomai* (berechnen, überlegen, bedenken). Die Konjunktur des Begriffes sollte im Deutschen wie Englischen erst um 1920 an Fahrt gewinnen und in den nächsten Dekaden zum Gegenstand unzähliger Abhandlungen und Lehrbücher werden. Zur Begriffsgeschichte siehe ausführlicher: Klose, Alexander: *Das Container-Prinzip: Wie eine Box unser Denken verändert*, Hamburg: Mare Verlag 2009, S. 165ff. sowie Dommann, Monika: „Material Manövrieren: Eine Begriffsgeschichte der Logistik", *Via Storia* 2 (2009), S. 13–27.

1960er Jahren unter dem Schlagwort der Logistik.[12] Jedoch bewahrheitet sich auch hier die Erkenntnis des Historikers Joachim Radkau, dass viele Konzepte bereits existierten, bevor es einen Begriff für sie gab.[13] Dabei verbergen sich unter der heutigen Disziplin der Logistik eine Vielzahl ingenieurwissenschaftlicher, ökonomischer und technischer Praktikenkomplexe.[14] Ihre gemeinsame Grundierung finden sie um 1900 in einem spezifischen Verständnis von Rationalität, das sich in einer möglichst effizienten Organisation von Prozessabläufen ausdrückt. Was diese Kategorie der Effizienz genau besagte, war zwar in den jeweiligen Kontexten unterschiedlich, immer ging es jedoch um die Reduktion von Kosten, Ressourcen oder Zeit. Eine entscheidende Rolle kam dabei den Verfahren der Standardisierung und Berechenbarkeit zu, die eine bis dato unerreichte Optimierung von Zirkulationsströmen ermöglichten. Damit findet die Logistik nun ihren eigentlichen Gegenstandsbereich: die Organisation von Mobilität, sei es von Informationen, Material, Kapital, Energie oder eben Menschen. Gerade die Logistik menschlicher Körper erlebt im Verlauf des 20. Jahrhunderts eine rasante Karriere und wird zu einem wirkmächtigen Ordnungsinstrument urbanen Alltags.

Dass sich die Subway bereits um 1900 für die Implementierung logistischer Regime besonders zu eignen schien, wurde unter anderem dadurch sinnfällig, dass sich die Passagiere in den unterirdischen Territorien in einer im höchsten Maße gestaltbaren Umgebung bewegten. Die Disziplin der Logistik versprach auch deshalb ein besonders wirkmächtiges Instrument für die Produktion geordneter Zirkulation in der Subway zu sein, da sie selbst eine Art Bewegungslehre darstellte. In den Dekaden nach der Eröffnung der Subway sollten unzählige Ingenieure, Architekten und „System Builder“ ihr Wissen auf die chronisch überlastete Subway anwenden. Im Rückblick erweisen sich jedoch vor allem der Ingenieur Bion J. Arnold sowie die Technokraten des *City Club of New York* als besonders wirkmächtige Akteure. Anhand ihrer Ideen zur Containerisierung des Passagiers lässt sich exemplarisch verdeutlichen, welchen

12 Sarasin, Philipp und Kilcher, Andreas: „Editorial“, in: David Gugerli u. a. (Hrsg.): *Nach Feierabend: Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte: Zirkulationen*, Bd. 7, Zürich: diaphanes 2011, S. 8–10, hier S. 6.

13 Radkau, Joachim: „'Nachhaltigkeit' als Wort der Macht“, in: François Duceppe-Lamarre und Jens Ivo Engels (Hrsg.): *Umwelt und Herrschaft in der Geschichte*, München: R. Oldenbourg 2008, S. 131–136, hier S. 132. Ein ähnliches Schicksal lässt sich auch für den Begriff der Infrastruktur konstatieren. Vgl. van Laak, Dirk: „Der Begriff ›Infrastruktur‹ und was er vor seiner Erfindung besagte“, *Archiv für Begriffsgeschichte* 41 (1999), S. 280–299.

14 Dommann: „Material Manövrieren: Eine Begriffsgeschichte der Logistik“. Andersson, Åke E.: „The Four Logistical Revolutions“, *Papers in Regional Science* 59/1 (1986), S. 1–12.

Einfluss die Logistik als Regierungstechnik im 20. Jahrhundert entfaltete. Wie ich im Folgenden zeigen möchte, gelang es in der New Yorker Subway in emblematischer Weise, die Passagiere in normierte Körper zu verwandeln, deren Verteilung gemessen, quantifiziert und somit letztlich auch gesteuert werden konnte. Wenn im Zuge dessen die Passagiere der Subway als außengeleitete und funktional äquivalente Containerkörper in den Blick kommen, fungieren die Wissensregime der Ingenieurswissenschaften auch als wirkmächtige Instanzen dessen, was zahlreiche Theoretiker_innen im Anschluss an Althusser, Foucault und Butler als Subjektivierung bezeichnet haben.[15] Sie verweisen dabei auf die durchaus ambivalenten Phänomene der Entzifferung und des Entwurfs des Selbst, in denen aktive und passive Momente, Dimensionen der Unterwerfung und der Selbstbestimmung immer miteinander verwoben sind. Im Falle der New Yorker Subway schwebte über all dem ein Geist logistischer Sachlichkeit, der nicht zuletzt deswegen plausibel und erfolgreich war, weil er sich als dezidiert ideologiefrei und objektiv präsentierte.

Doch auch wenn die devianten Praktiken der Passagiere die Verfahren logistischer Steuerung immer wieder unterliefen und erschwerten, sollten sich die Subjektivierungsstrategien der Containerisierung letztlich als durchaus erfolgreich erweisen. So wurden die Passagiere einerseits einem strengen Regime der Disziplinierung und Steuerung unterworfen, zugleich etablierten sie jedoch auch libertäre Momente. Indem die Passagiere allein als äquivalente und geblackboxte Körper in den Blick genommen wurden, wurden die sonst so wirkmächtigen Zuschreibungen des Geschlechts oder der Hautfarbe nivelliert und damit auch neue Freiheiten eröffnet. Wie ich im letzten Teil des Aufsatzes zeigen möchte, sollte es auf Basis dieser Prinzipien den Technokraten des *City Clubs* sogar gelingen, die Umgangsnormen der Passagiere zu standardisieren und in eine Art Containerethik zu überführen, die soziale, technische und moralische Normen gekonnt miteinander ins Spiel brachte. Zunächst galt es jedoch, die unkontrollierte Flut der Körper überhaupt erst in die Wissens- und Steuerungsmodelle der Logistik zu überführen. Angesichts der ständig wachsenden Überlastung und Störungsanfälligkeit der Subway war dabei durchaus Eile geboten.

15 Siehe bspw. Butler, Judith: *Psyche der Macht: Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001; Althusser, Louis: *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, Hamburg: VSA 2010; Foucault, Michel: „Das Subjekt und die Macht“, in: Paul Rabinow und Hubert L. Dreyfus (Hrsg.): *Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Frankfurt am Main: Athenäum 1987, S. 243–261.

II. Mengenlehren der Körper: Normierung und Normalisierung

Im Jahre 1906 betraute die Verkehrsaufsichtsbehörde *Public Service Commission* den renommierten Ingenieur Bion J. Arnold (1861–1942) mit der dringlichen Aufgabe, die Subway auf ineffiziente Operationsformen zu untersuchen und Vorschläge für die Verbesserung des Betriebsablaufs zu machen. Die Ergebnisse, die Arnold und seine Mitarbeiter in einer siebenteiligen Serie von Berichten vorlegten, geben ein eindringliches Zeugnis von der Implementierung jener Paradigmen der Logistik. Sie sollten letztlich auch die Körper der Passagiere als logistisch-maschinelle Teile der Infrastruktur erfassen und strukturieren.[16]

Befeuert vom Geist des *Efficiency Movement* unterzog Arnolds Team zunächst alle Bereiche der Subway einer minutiösen Analyse, von den Gleisanlagen, Antriebs- und Signalsystemen bis hin zu den Stationen und Waggons. Man maß Bremswege und Zugabstände, kalkulierte die maximal einsetzbare Anzahl von Zügen und erfasste die Luftzirkulationen und Temperaturschwankungen in den Stationen und Tunneln. In jedem noch so kleinen Aspekt des Systems sollten versteckte Schwachstellen aufgespürt und beseitigt werden.[17] Es waren allerdings nicht nur die technischen Apparaturen, die getaktet, strukturiert und abgestimmt werden mussten, sondern vor allem auch die Bewegungen der Passagiere. Um den undisziplinierten Passagiermob überhaupt strukturieren und in die maschinelle Logik der Subway integrieren zu können, musste ihn Arnold zunächst in eine abzählbare Menge verwandeln. Es galt, Techniken zu implementieren, die in der Lage waren, die einzelnen Körper sowie ihre Verteilung und Zirkulation im System zu messen und zu regulieren. So etablierte Arnold mit Hilfe zahlreicher Mitarbeiter ein engmaschiges Netz administrativer Kontroll- und Überwachungsinstan-

16 Vgl. Arnold, Bion J.: *Report No. 1-7 on the Subway of the Interborough Rapid Transit Company of New York City*, New York City: Public Service Commission 1909. Diese Reports sind Teil des Bücherbestandes des *New York Transit Museum Archives* und können u.a. dort eingesehen werden.

17 So gelang es Arnold beispielsweise, durch eine komplexe Reorganisation der Signalanlagen eine nahezu zehnprozentige Erhöhung der Zirkulationsgeschwindigkeit der Züge während der Rushhour zu erreichen, wie er nicht ohne Stolz immer wieder hervorhebt. Auch wies Arnold mit Hilfe hochkomplexer Berechnungen nach, dass durch eine minimale Veränderung der Bremssysteme der Züge eine höhere Geschwindigkeit erreicht werden könnte, die zwar im Einzelfall nur 4-5 Sekunden ausmachte, sich jedoch in der Summe in einer signifikanten Erhöhung des Zirkulationsvolumens der Passagiere niederschlagen würde. Vgl. Arnold, Bion J.: *Report No. 1-7 on the Subway of the Interborough Rapid Transit Company of New York City*, New York City: Public Service Commission 1909 Report 6.

zen. Sie ermöglichten es, die Passagiere nicht nur allgemein zu zählen, sondern auch das Transitaufkommen bis hinein in die einzelnen Stationen, Plattformen und Züge minutiös zu erfassen. Man erhob die *Loading Times* der Passagiere sowie die Auslastungen der Züge zu allen Tages- und Jahreszeiten und erfasste die Verteilung der Menschen bis in die einzelnen Waggons. Visualisiert wurde diese Art Mengenlehre der Passagierkörper in komplexen Diagrammen (Abb. 2).

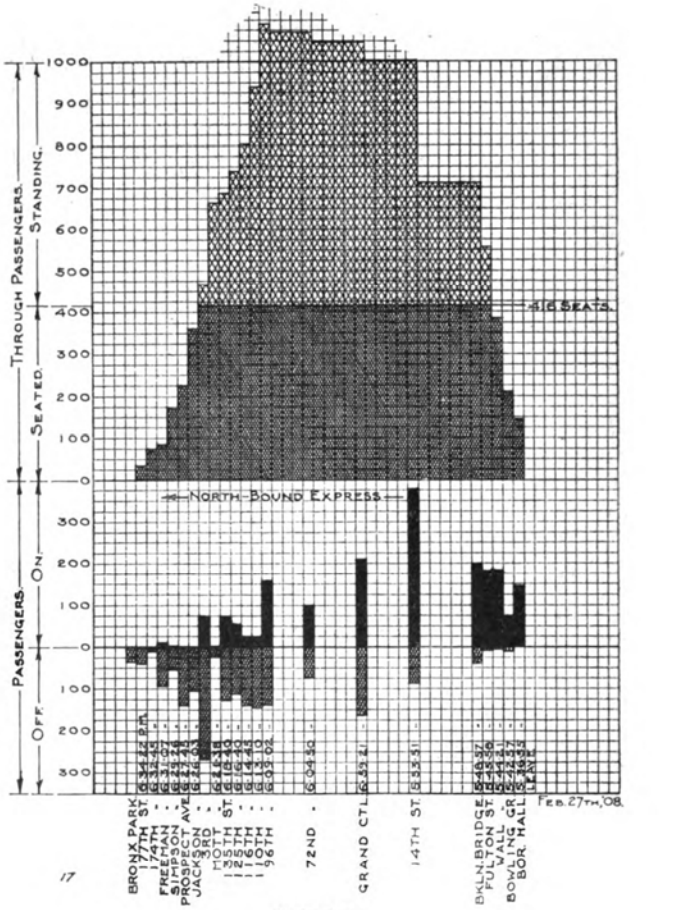

FIGURE 27.

WEST FARMS EXPRESS.

Leaving Borough Hall for Bronx Park at 5:36 P. M.

February 27th, 1908.

Total number of passengers..... 1869
Greatest number of passengers at any one time..... 1089
Length of time from Brooklyn Bridge to 96th Street.....20 min. 5 sec.
Time lost between Brooklyn Bridge and 96th Street..... 4 min. 5 sec.
Average length of passenger travel.....5.74 miles

This diagram indicates that comparatively few passengers travel from Brooklyn to Manhattan during the evening rush hour and that a large portion of the load of a West Farms express is obtained at 14th Street. More passengers boarded this train at 96th Street than left it, but a large number were distributed to the four stations directly north of 96th Street and nearly twice as many passengers left the train at Third Avenue to transfer to the Elevated as left the train at any other station.

Abb. 2: Die Auslastung eines Zuges auf der Fahrt von Borough Hall bis Bronx Park. Die Überlastung der Systemkapazität spiegelt sich auch in der von Arnold vorgenommenen Erweiterung der Rasterung nach oben wider, die nun sprichwörtlich die Skala sprengt.[18]

18 Entnommen aus: Arnold, Bion J.: *Report No. 1-7 on the Subway of the Interborough Rapid Transit Company of New York City*, New York City: Public Service Commission 1909, report 6, S. 42.

Das Wissen, das Arnold im Zuge dieser Verfahren über die Passagiere gewann, war dadurch gekennzeichnet, dass es nicht nur die einzelnen Subjekte in den Blick nahm, sondern vor allem auch eine Art Gesamtpopulation der Passagiere konstituierte. Damit wurde eine Perspektive etabliert, die elementar für jene Herrschaftstechnik ist, die Michel Foucault mit dem Begriff der *Bio-Macht* umschrieben hat.[19] Vereinfacht gesagt, produzieren diese Techniken eine spezifische Form von Wissen, das primär „über statistische Durchschnittsermittlungen gebildet und durch gemittelte Abläufe oder klassifikatorische Raster repräsentiert wird."[20] Indem auch Arnold die chaotischen Passagiermassen in ein System von Tabellen und Mittelwerten überführte, konnte er ihnen normierende und homogenisierende Eigenschaften zuschreiben. So waren die Dinge, die man von den Passagieren wusste, vor allem Durchschnittswerte: die Anzahl der durchschnittlichen Fahrten im Jahr, durchschnittliche Reisezeiten, Tageshäufigkeiten und vieles mehr. Die Idee der Normalität generierte sich aus den statistischen Verteilungen, die einen Normalwertbereich konstituierten, der sich als Toleranzzone um einen errechneten Mittelwert darstellte. Das, was so als normales Verhalten der Passagiere erschien, war Ergebnis von Verfahren, welche die Signatur objektiver Rationalität und Werturteilsfreiheit in sich trugen. Diese herausragende Rolle statistischer Erhebungen im Zuge der Entfaltung biopolitischer Herrschaftstechniken in der modernen Normalisierungs-

19 Dieses Konzept, das vor allem im Spätwerk Foucaults einen prominenten Platz einnimmt, bezeichnet eine neue Form von Subjektivierung und sozialer Ordnung, die sich im 18. Jahrhundert herausbildet und auf der zahlenmäßigen Erfassung der Bevölkerung basiert, in der etwas entdeckt wird, was man die *Bevölkerung* nennt. Diese Bevölkerung ist jedoch nicht einfach als die Summe aller zu regierenden Subjekte zu verstehen. Mit ihrer Entdeckung kommen auch neue Merkmale in den Blick, die über quantifizierende Verfahren gewonnen werden: „Eine Bevölkerung hat eine Geburtenziffer, eine Sterblichkeitsziffer, eine Bevölkerung hat eine Alterskurve, eine Alterspyramide, sie hat eine Krankheitsziffer, einen Gesundheitszustand, eine Bevölkerung kann zugrunde gehen oder sich ausbreiten." Foucault, Michel: „Die Maschen der Macht", in: Jan Engelmann (Hrsg.): *Botschaften der Macht: Der Foucault-Reader*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1999, S. 172–186, hier S. 184. Siehe auch: Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen: Sexualität und Wahrheit Band 1*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977; Foucault, Michel: *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung: Geschichte der Gouvernementalität I*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006; Foucault, Michel: *Die Geburt der Biopolitik: Geschichte der Gouvernementalität II*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006. Eine gute Einführung dazu ist: Gehring, Petra: *Was ist Biomacht? Vom zweifelhaften Mehrwert des Lebens*, Frankfurt am Main: Campus 2006.

20 Sohn, Werner: „Bio-Macht und Normalisierungsgesellschaft: Versuch einer Annäherung", in: Werner Sohn und Herbert Mehrtens (Hrsg.): *Normalität und Abweichung: Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1999, S. 9–29, hier S. 21.

gesellschaft hat auch Jürgen Link immer wieder hervorgehoben.[21] Er umreißt ihre Paradigmen in einem regelrechten Hauptwortstakkato: „Homogenität, Kontinuität, Eindimensionalität, Skalierbarkeit, Quantifizierbarkeit, statistische Verdatbarkeit, Vergleichbarkeit mit der Normalverteilung, normalistische Prognostik und Regulierbarkeit."[22]

Was dabei Arnolds Verfahren statistischer Erfassung so bemerkenswert macht, ist nicht zuletzt seine gelungene Implementierung jener sozialen Ordnungsverfahren, die man im Anschluss an Foucault als Normalisierungstechniken bezeichnen kann.[23] Ihr zentrales Merkmal ist die Herstellung von Normen und Normierungen über Verfahren der Quantifizierung und Vereinheitlichung. Indem die chaotischen Massen der Passagierkörper durch die von Arnold entwickelten Verfahren in ein Raster der Verteilung überführt und berechnet werden konnten, erschienen sie nun weniger als irrationaler Mob denn als steuerbare Menge. Damit wurde nicht nur eine neue Perspektive auf das Gesamtsystem etabliert, sondern auch die Passagiere in neuer Weise in den Blick genommen. Dass man nun die Flut der Passagiere in Rastern und Verteilungskurven abbilden konnte, erlaubte, die Schwankungen des Passagieraufkommens genau abzubilden und Prognosen zu erstellen.[24]

21 Link hat seine Konzeptionen in einer Vielzahl von Publikationen entwickelt, umfassend aber vor allem in seinem Hauptwerk: *Versuch über den Normalismus: wie Normalität produziert wird*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999. Allerdings ist die Rezeption und Interpretation Foucaults bei Link komplex und nicht unumstritten. Zur Kritik siehe u.a. Bartz, Christina und Krause, Marcus: „Einleitung: Spektakel der Normalisierung", in: Christina Bartz und Marcus Krause (Hrsg.): *Spektakel der Normalisierung*, Paderborn: Fink 2007, S. 7–24.

22 Link, Jürgen: „›Normativ‹ oder ›Normal‹? Diskursgeschichtliches zur Sonderstellung der Industrienorm im Normalismus, mit einem Blick auf Walter Cannon", in: Werner Sohn und Herbert Mehrtens (Hrsg.): *Normalität und Abweichung: Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1999, S. 30–44, hier S. 41.

23 Die Literatur, die sich in Folge der Arbeiten Foucaults und Links gerade ab den 1990er Jahren dem Themenkomplex Normalismus und Normalisierung widmet, ist mittlerweile kaum noch zu überschauen. Gute Einstiegspunkte sind jedoch: Bartz/Krause: „Einleitung: Spektakel der Normalisierung"; Sohn, Werner und Mehrtens, Herbert: *Normalität und Abweichung: Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1999.

24 So fand Arnold heraus, dass der Dezember den passagierreichsten Monat darstellte während im Juli die Waggons am wenigsten überfüllt waren. Kalkulierte man die Passagierzahlen pro Wochentag, so zeigte sich, dass der Sonntagsverkehr am geringsten war, am Montag jedoch mit Abstand die stärkste Überlastung des Systems verzeichnet wurde. Bemerkenswerterweise sieht Arnold die Ursache dieser Schwankung darin begründet, dass am Montag die New Yorker einkaufen gehen würden, stimuliert von den Werbeannoncen in den Sonntagszeitungen. Vgl. Arnold:

Wenn Arnold und seine Mitstreiter nun in der Lage waren, soziale Normalität über Messungen und Toleranzbereiche herzustellen, markiert dies nichts weniger als das Auftreten einer neuen Art von Norm. Diese fungierte nun nicht mehr als soziales Verhaltensregulativ oder moralisches Orientierungssystem, sondern trat als quantifizierbare Norm statistischer Wahrscheinlichkeiten und industrieller Standards in Erscheinung. Dieser Bereich der Normung, der die Standardisierungen von Maßen, Gewichten und Zeit bis hin zu den industriellen Größennormen umfasste, operierte Link wie Foucault zufolge als wirkmächtige Instanz der Subjektivierung. Somit verkoppelten sich die Verfahren industriell-technischer Normung und statistischer Normalisierung zu einem komplexen Steuerungsinstrument, das auch das Verhalten der Passagiere in konforme und abweichende Praktiken einteilte. Dabei bildeten die Verfahren Arnolds auch gesellschaftliche Normalität ab, indem sie ein alltägliches und sich wiederholendes Moment des Lebens von Millionen von Passagieren erfassten. Indem Arnold und seine Mitarbeiter die Passagierpopulationen über Visualisierungsinstrumente wie das oben abgebildete Diagramm sichtbar machten, konnten sie damit auch Extremsituationen und Anomalitäten identifizieren.

Zwar ließ sich mit Hilfe dieser Methoden eine Vielzahl von Optimierungen erreichen, um die Zirkulation der Züge zu erhöhen und die Überfüllung zu reduzieren. Ein Element erwies sich jedoch als besonders ineffizient: das Verhalten der Passagiere. Dies betraf neben ihrer schieren Masse vor allem ihre zu langsamen und chaotischen Bewegungen im Betreten und Verlassen der Waggons. So stellte Arnold frustriert fest: „the delay at the station platform is caused largely by the passengers getting of slowly from crowded cars.“[25] Das Drängeln und Stoßen sowie die allgemeine Undiszipliniertheit der Passagiere führte immer wieder zu massiven Störungen des Betriebsablaufs. Da man im System die maximal mögliche Anzahl von Zügen einsetzte, deren Taktung dementsprechend eng war, resultierten diese Praktiken immer wieder in Kaskadeneffekten mit oftmals erheblichen Verzögerungen, welche die Überfüllung noch intensivierten. Dass es in der Effizienzsteigerung des Systems allerdings auf die Abstimmung und Optimierung jedes noch so kleinen Details ankam, machte Arnold in einem Abschnitt unter der programmatischen Überschrift *The Value of One Second* deutlich.[26] Basierend auf komplexen Berechnungen und detaillierten Auflistungen der einzelnen

Report No. 1-7 on the Subway of the Interborough Rapid Transit Company of New York City Report No. 6, S. 12.

25 Ebd. Report No. 1, S. 5.

26 Ebd., S. 45.

Systemabläufe insistierte er, dass selbst die Reduktion des Aufenthalts der Züge in den Stationen um eine einzige Sekunde eine entscheidende Erhöhung der Passagierkapazitäten im gesamten System bedeutete. Wenn es also gelänge, die devianten Praktiken der Passagiere zu unterbinden, wäre die zentrale Quelle von Ineffizienz und mangelnder Zirkulation abgestellt.

Arnolds Entdeckung eines statistischen Zusammenhangs zwischen dem individuellen Verhalten der Passagiere und der Gesamtleistung des Systems mag heute vielleicht banal erscheinen. Dennoch ermöglichte sie etwas absolut Entscheidendes: Sie codierte die einzelnen devianten Praktiken der Passagiere als nicht zu unterschätzende Störungen des Gesamtsystems. Damit sprach Arnold zwar einerseits den einzelnen Subjekten eine durchaus relevante Handlungsmacht zu, ließ aber andererseits ihre Disziplinierung und Normierung umso dringlicher erscheinen.

III: Disziplinierung und Polizeimacht

In Folge dieser Erkenntnisse rückte die Frage ins Zentrum, wie man möglichst effizient auf die Praktiken und Bewegungen der Passagiere einwirken konnte. Dabei kam eine altbewährte Herrschaftstechnik in den Blick, die Foucault als „Disziplinen des Körpers“[27] bezeichnet hat. Knapp gesagt besteht ihre Funktion vor allem darin, Subjekte zu produzieren, die als lernfähige, disziplinierte und produktive Individuen in die jeweils hegemonialen gesellschaftlichen Institutionen der Ökonomie, Politik oder Kultur integriert werden können.

Ähnlich wie die Verfahren libertärer Herrschaft und gouvernementaler Zirkulationsregime lässt sich die Genese dieser Herrschaftstechniken bereits über hundert Jahre vor der Eröffnung der New Yorker Subway verorten. In den Institutionen des Gefängnisses, der Schule, der Kaserne und der Klinik entfalten sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts jene Dispositive, die bekanntermaßen von Michel Foucault als zentrale Instanzen der Disziplinierung beschrieben wurden.[28] Die Durchsetzung dieser Regime ist zugleich untrennbar mit der Entwicklung polizeilicher Institutionen verbunden, die einen unmittelbaren Zugriff auf die Körper der Subjekte erlauben. Dies schien auch Arnold bewusst zu sein, wenn er für

27 Foucault: *Der Wille zum Wissen: Sexualität und Wahrheit* Band 1, S. 168.

28 Siehe unter anderem: Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977. Vgl. dazu Schneider, Ulrich Johannes: *Michel Foucault*, Darmstadt: Primus 2006 vor allem S. 47ff., S. 118ff. und S. 167ff.

den massiven Einsatz von staatlichen Ordnungskräften zur Durchsetzung des geordneten Be- und Entladens plädierte: „suitable police regulation upon the platforms of the station should be provided in order to properly control such individuals as may, through selfish motives, interfere with the prompt closing of the doors.“[29]

Sehr zum Ärger Arnolds waren jedoch vor allem die uniformierten Stationsaufseher dafür verantwortlich, die Passagiere mit lauten Rufen und gelegentlicher Gewaltanwendung in und aus den Waggons zu treiben. Eine eigene unabhängige Transitpolizei erhielt die Subway erst im Jahre 1953. Bis dahin beschäftigten die Betreiber private Sicherheitsdienste. Ihre primäre Aufgabe war die Sicherstellung des geordneten Ein- und Aussteigens sowie die Durchsage der Haltestellen, auf einzelnen Strecken hatten sie aber zudem das Recht, Passagiere zu verhaften. Diese sogenannten *Special Patrolmen* erlangten bald einen Ruf als brutale und rigorose Ordnungshüter, deren oftmals rabiate Praktiken in der Koordination der Passagiermassen Gegenstand zahlloser Beschwerden wurden.[30] Sie disziplinierten die Passagiere nicht nur mit körperlicher Gewalt, sondern vor allem mit befehlsgleichen Anordnungen. Gerade die Anweisungen „Watch your Step!“ und „Step Lively!“, mit denen die Aufseher unentwegt die Massen kommandierten, wurden rasch zu einem Sinnbild für die Passagiererfahrung der New Yorker.[31]

Neben diesen Strategien in der Disziplinierung der Passagiere lassen sich rückblickend noch zwei weitere Strategien ausmachen, die auf die Homogenisierung und Konformität des Verhaltens der Massen abzielten. Dies betrifft zunächst die Installation von Zeichensystemen, wie Warnhinweisen, Richtungsanzeigern oder Verbotsschildern. Sie hielten in den Dekaden nach der Eröffnung verstärkt Einzug in die Territorien der Subway und riefen dabei eine Vielzahl von Konflikten hervor.[32] Mindestens ebenso wirkmächtig war jedoch die Implementierung von Verhaltensanforderungen in die technischen Apparaturen der Subway selbst. Diese Inskriptionen, mit denen die Ingenieure und Designer versuchten,

29 Arnold: *Report No. 1-7 on the Subway of the Interborough Rapid Transit Company of New York City* Report No. 1, S. 6.

30 Vgl. New York City Transit Authority: *The New York City Transit Police Department: History and Organization*, Dezember 1990, interner Bericht, einsehbar im Archiv des New York Transit Museums.

31 Bereits kurz nach der Eröffnung fanden sie sich auf Plakaten, Postkarten und nicht zuletzt in unzähligen Subway Songs wieder. Vgl. Stalter, S.: „The Subway Crush: Making Contact in New York City Subway Songs, 1904–1915“, *The Journal of American Culture* 34/4 (2011), S. 321–331, hier S. 325f.

32 Dies wird ausführlicher beleuchtet in: Höhne, S.: Maschinen-Barbare: Städtischer Nahverkehr und die Zivilisierung der Großstadt, *Informationen moderne Stadtgeschichte* 1 (2015), S. 42-56.

die Interaktionen der Passagiere mit den Elementen des Systems zu steuern und deviante Praktiken zu verunmöglichen, sollen im nächsten Abschnitt genauer dargestellt werden.

IV: Inskriptionen, Modularisierung und Blackboxing

Beeindruckt von den Modellen und Berechnungen Arnolds setzten die Betreiber der Subway in den folgenden Jahren zahlreiche seiner Vorschläge in die Tat um. Dies betraf zunächst die Stationen, deren Interieurs zu Beginn noch den Gestaltungsprinzipien des viktorianischen Zeitalters verpflichtet und mit prachtvollen Mosaiken und ornamentalen Elementen ausgestattet waren. Rasch sollte jedoch auch hier der Geist modernistischer Rationalität Einzug halten. Federführend dabei war der Architekt und Ingenieur Squire J. Vickers (1872–1947), dem im Jahre 1906 die Gestaltung des rasant expandierenden Systems übertragen wurde. Als Verfechter des *Efficency Movement* und imprägniert von den ästhetischen Prinzipien des Utilitarismus sollte er in den kommenden 36 Jahren in der Subway ein ästhetisches wie funktionalistisches Gestaltungsregime verwirklichen, das auf den Paradigmen nüchterner Formsprache und der Emphase funktionaler Strukturen beruhte.[33] Einer seiner ersten Schritte war dementsprechend die Transformation der Stationen auf Basis der Erkenntnisse Arnolds. Bereiche mit erhöhtem Passagieraufkommen wurden erweitert, Engpässe in den Korridoren verbreitert und Zwischengeschosse als Wartebereiche installiert. Zugleich war man bemüht, scharfe Kanten und Ecken zu vermeiden, um den Fluss der Passagiere zu beschleunigen und trotz der Überfüllung die Verletzungsraten möglichst gering zu halten.[34]

Diese baulichen Interventionen waren zwar teilweise recht aufwendig, sie erlaubten aber auch eine effizientere Verteilung der Passagiere an den Bahnsteigen und auf die einzelnen Waggons. Dieses Raumarrangement führte nun tatsächlich zu einer immensen Erhöhung der Zirkulation im System, wie Vickers nicht ohne Stolz immer wieder betonte.[35] Während die City Hall Station unter dem Rathaus das unangefochtene

33 Vickers, Squire J.: „Design of Subway and Elevated Stations“, *The Municipal Engineers Journal* 3/9 (1917), S. S.114–120, hier S. 114. Siehe auch: Vickers, Squire J.: „The Architectural Treatment of Special Elevated Stations of the Dual System, New York City“, *Journal of the American Institute of Architects* 3/11 (1915).

34 Vgl. Framberger, David J.: „Architectural Designs for New York’s First Subway“, Historical American Engineering Record: Interborough Rapid Transit Subway (Original Line) NY-122, New York City 1979, S. 365–412.

35 Vgl. Vickers: „Design of Subway and Elevated Stations“.

Juwel des Systems war und mit großzügigen Raumarrangements und prachtvollen Ornamenten den ersten Passagieren den Atem verschlug, sollte Vickers Gestaltung der neuen Stationen dagegen eher spartanisch und funktional ausfallen. Sie glichen mehr utilitaristischen Boxen als „Kathedralen des Fortschritts". Zwar waren die Stationen nie absolut identisch, dennoch wurden auch die Prinzipien der Standardisierung mehr und mehr durchgesetzt. All diese Momente zielten darauf ab, das Verhalten der individuellen Passagiere zu disziplinieren und die Effizienz des Gesamtsystems zu erhöhen.

In den wohldurchdachten Installationen von Barrieren, Wartebereichen und Korridoren wird nun jene Disziplinartechnik wirksam, die Foucault als „Kunst der Verteilungen" bezeichnet hat.[36] Wenn sich diese „gegen die ungewissen Verteilungen, gegen das unkontrollierte Verschwinden von Individuen, gegen ihr diffuses Herumschweifen, gegen ihre unnütze und gefährliche Anhäufung"[37] richtet, wird deutlich, warum die Anwendung dieser Techniken auch im Hinblick auf die Passagiere plausibel erschien. Im Gegensatz zu den Institutionen der Gefängnisse und Kasernen ging es hier jedoch nicht um eine Fixierung der Subjekte in einem stabilen Raum, sondern um eine Art Regierungskunst der verteilenden Zirkulation.[38]

So erfolgreich sich diese Verfahren auch erweisen, so sollte eine zentrale Idee Arnolds jedoch scheitern: die Trennung der Waggontüren in Ein- und Ausgänge. Ein Testlauf von nach Arnolds Vorgaben umgerüsteten Zügen im Februar 1909 zeigte, dass dies wenig praktikabel war, da die Passagiere die Beschriftungen einfach ignorierten.[39] Während in Folge der Analysen Arnolds die logistischen Paradigmen der technischen Optimierung, Berechenbarkeit und Standardisierung in immer mehr Bereichen zum Tragen kamen, wurde zugleich immer deutlicher, dass sich im Gegensatz zu den technischen Apparaturen die Passagiere als wesentlich resilienter gegenüber den Versuchen erwiesen, sie in die systemische Operationslogik der Subway zu integrieren.

Um diesem Problem zu begegnen, sollten die Anrufungen und Ermahnungen der Aufseher und Ordnungskräfte durch technische Verfahren verstärkt und in alle Bereiche des Systems übertragen werden. Inspiriert vom Erfolg des neuen Mediums der Radioübertragung experimentierte man bereits früh mit Lautsprechersystemen, um die Kommandos

36 Vgl. Foucault: *Überwachen und Strafen*, S. 181ff.

37 Ebd., S. 183.

38 Vgl. dazu Joyce, Patrick: *The Rule of Freedom: Liberalism and the Modern City*, London: Verso 2003, S. 210ff.

39 Sansone, Gene: *New York Subways: An Illustrated History of New York City's Transit Cars*, Baltimore: Johns Hopkins University Press 1997, S. 68.

des Personals in alle Waggons zu übertragen. Die Durchsagen aus den von den Waggondecken hängenden Megaphonen waren jedoch so unverständlich, dass man diese Technik bald wieder deinstallierte.[40] Zudem wurden die Betreiber immer wieder mit Beschwerden über die mangelnde Beleuchtung und unerträgliche Hitze in den Waggons konfrontiert. Die angespannte Finanzlage der Betreibergesellschaften ließ jedoch oftmals nur eine äußerst spartanische Ausstattung der Waggoninterieurs zu.[41] Nichtsdestotrotz sollten auch hier die Paradigmen technischer Effizienz Einzug halten. Der ganze Stolz der Ingenieure war die im Jahre 1915 implementierte Technologie zum ferngesteuerten bzw. automatischem Öffnen und Schließen der Waggontüren. Sie erforderte zudem nur noch einen einzigen Zugbegleiter, was zu massiven Entlassungswellen des Personals führte.

Der weiter rasant ansteigenden Überfüllung und Verstopfung konnte man trotz dieser Erfolge jedoch kaum Einhalt gebieten. Stattdessen brach die Subway weiter einen Auslastungsrekord nach dem anderen.[42] An dieser Überlastung sollten auch die erfolgreich umgesetzten Vorschläge Arnolds nichts ändern, trotz der Tatsache, dass man so die Taktung von 29 auf 33 Züge pro Stunde erhöhen konnte. Angesichts der immer weiter ansteigenden Passagierzahlen versuchten die Ingenieure fieberhaft mit immer neuen Vorschlägen und Analysen die Effizienz der Subway zu steigern. Dabei fanden die logistischen Imperative des Maschinellen bald Anwendung in den Gestaltungen der Waggoninterieurs, die nun hinsichtlich einer normierten Maximal- und Idealbelastung entworfen wurden. Wenn man im Zuge dessen begann, die Passagiere idealtypisch in den Waggons zu verteilen, kamen auch ihre Körper auf eine neue Weise in den Blick (Abb. 3).

Dieser Entwurf zeigt deutlich, wie sich die Standardisierung der Ladekapazität der Waggons mit der Normierung der Passagierkörper verbindet. Bereits Arnold hatte im Zuge der Berechnung des maximalen Fassungsvermögens vorgeschlagen, den Normumfang des Passagiers auf

40 Ebd., S. 149.

41 Giovannini, Joseph und Amash, Carissa: *Subway Style. 100 Years of Architecture and Design in the New York City Subway*, New York: Stewart, Tabori & Chang 2004, S. 210; Sansone: *New York Subways*, S. 155ff. Zudem wurden im Zuge der Vorbereitung für die New Yorker Weltausstellung 1939 neue Modelle eingeführt, die nun auch mit Anzeigensystemen für Strecken und Richtungen ausgestattet waren. Vgl. Ebd., S. 98.

42 Hatte man im Jahr von Arnolds Erhebungen bereits die Marke von 800.000 Passagieren täglich durchstoßen, so sollte das System sechs Jahre später bereits 1,2 Millionen Passagiere zu bewältigen haben. Vgl. Hood, Clifton: „The Impact of the IRT on New York City“, *Historical American Engineering Record: Interborough Rapid Transit Subway (Original Line) NY-122*, New York City 1979, S. 145–206, hier S. 147.

ein wenig mehr als 30 mal 45 cm (12 x 18 inch) festzulegen.[43] Im Jahre 1914 definierte die Betreibergesellschaft zudem einen Platzstandard von 0,37m² (4 Square Feet) für die stehenden Passagiere.[44] Diese Maße wurden nun produktiv gemacht und in der Gestaltung einer Vielzahl von technischen Elementen der Subway inskribiert: von den Sitzordnungen und Raumabständen bis hin zu den Eingangsschleusen und Zeichensystemen. Damit formierte sich ein machtvolles Körperdispositiv, das um den errechneten Idealkörper des Passagiers einen Normalbereich festlegte und Abweichungen über einen bestimmten Toleranzwert sanktionierte. Indem die Norm so eine Unterscheidung zwischen normalen und anormalen Körpern erzeugte, evozierte sie den Ausschluss all jener Körper, die außerhalb des Normalbereichs fielen, vor allem Behinderte und alte Menschen.

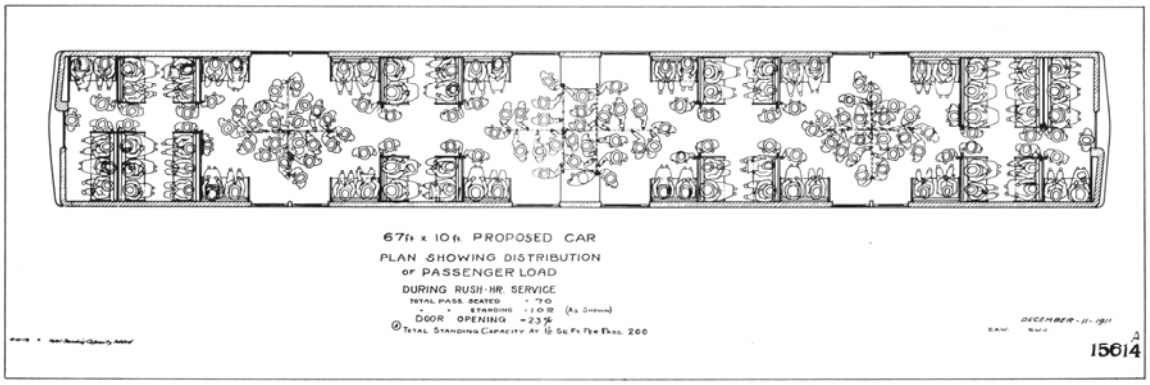

Abb. 3: Proposed BRT Subway Car Passenger Load During Rush-Hour Service (1913). Diese Zeichnung aus dem Archiv des New York Transit Museums zeigt die erwünschte Passagierkapazität in den ab 1915 eingesetzten Standardwaggons der Subway.[45]

Indem die Passagierkörper nun unter dem technischen Terminus von *Load* beschrieben, quantifiziert und normiert wurden, konstituierte sich ein Wissensregime, das nicht nur von allen individuellen Merkmalen der

43 Arnold: *Report No. 1-7 on the Subway of the Interborough Rapid Transit Company of New York City* Report No. 3, S. 33.

44 Des Weiteren wurde das Volumen an Luft, welches jedem Passagier zugestanden wurde, im Jahre 1916 von dem Subway Ingenieur Daniel L. Turner auf 0,52 Kubikmeter (18,5 ft^3) festgelegt. Vgl. Statement of D.L. Turner, Deputy Engineer of Subway Construction, Appendix IV, S. 191, Report of Commission on Building Districts and Restriction, 1916. Erneut abgedruckt in: The City Club of New York: *Subway Overcrowding*, New York City 1930, S. 5f. Vgl. auch: Levine, Richard: „Seeking Bearable Level of Subway Discomfort", *The New York Times* (1987).

45 Der genaue Ursprung dieser Zeichnung ist nicht mehr zu rekonstruieren, sie findet sich jedoch abgedruckt in Giovannini/Amash: *Subway Style. 100 Years of Architecture and Design in the New York City Subway*, S. 209.

Passagiere abstrahierte, sondern auch ihre Innenleben ausblendete. Das Verfahren des Blackboxing operierte dabei als Methode zur Reduktion von Komplexität. Indem man ein System allein auf Input und Output hin betrachtet und dessen internen Funktionen abdunkelt, erlaubt dies eine einfachere Handhabung.[46] Dieses Moment des Blackboxing kommt hier gleich auf mehreren Ebenen zum Tragen. So ist nicht nur die Subway selbst eine Ansammlung von Containern, die durch die dunklen und unüberschaubaren Röhren unter der Stadt rasen, auch ihre Passagiere werden als Containersubjekte verstanden, als eine Masse von zirkulierenden Black Boxes.[47] Damit wird die Grenze zwischen dem Innenleben der Subjekte und ihrer weitgehend technisierten Umwelt verfestigt. Zugleich wird die menschliche Psyche als unergründbare Apparatur codiert und sich allein auf die Analyse von Reiz und Reaktion beschränkt.

Wenn das Verfahren des Blackboxing zudem eine notwendige Bedingung für die Normierung der Passagiersubjekte darstellt, so erlaubt es zugleich ihre Homogenisierung. Dies verwirklicht sich vor allem durch eine spezifische Form der Abstraktion, in der die Passagierkörper von Zuschreibungen ihrer Hautfarbe oder ihres Geschlechts enthoben werden. Stattdessen erscheinen sie als normierte materiell-logistische Entitäten, die in das maschinelle Ensemble des Transits integriert werden können. Damit kommen die Passagiere in den Wissensregimen der Logistik nun primär als außengeleitete und normierte Containersubjekte in den Blick, die durch Modelle von Input und Output gesteuert werden sollen. Allerdings wäre es verkürzt, diese Dynamiken allein als Ausdruck einer Entsubjektivierung oder Verdinglichung zu deuten. Im Gegenteil ist gerade die Erfassung des einzelnen als normiertes Frachtgut eine Technik, die den Passagieren klare Subjektpositionen zuweisen soll und sie diskursiv mit normierten Merkmalen und Anforderungsprofilen ausstattet.[48]

46 Zur Geschichte und Funktion des Blackboxings vgl. ausführlicher: Klose: *Das Container-Prinzip*, S. 211ff. Zur Definition dieses Prinzips in der *Actor-Network Theory* siehe: Latour, Bruno: *Die Hoffnung der Pandora: Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, 4. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, S. 373.

47 Zum Begriff des *Containersubjekts* vgl.: Klose, Alexander: „Who do you want to be today? Annäherungen an eine Theorie des Container-Subjekts“, in: Insa Härtel und Olaf Knellessen (Hrsg.): *Das Motiv der Kästchenwahl: Container in Psychoanalyse, Kunst, Kultur*, Psychoanalytische Blätter 31, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012, S. 21–38.

48 Die Momente der Entsubjektivierung sind zumindest Foucault zufolge allenfalls in literarischen Techniken möglich, wie beispielswiese bei Nietzsche oder Bataille sichtbar wird. Vgl. Foucault, Michel: *Der Mensch ist ein Erfahrungstier: Gespräch mit Ducio Trombadori*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996, S. 27. Erst bei Agamben werden die Phänomene des entsubjektivierten *blanken Lebens* thematisiert. Vgl.

Die Normierung der Passagiere als funktionale Körper des Gesamtsystems erlaubte auch die Implementierung einer weiteren zentralen Wissenstechnik aus dem Feld der Logistik: der Modularisierung. Vereinfacht gesagt, ermöglichte sie die Segmentierung komplexer Systeme in jeweils kleinere Einheiten zur Optimierung der Leistung und Steuerung der gesamten Struktur. Dafür war vor allem ein Moment von Bedeutung: die Normierung der einzelnen Elemente sowie ihre Codierung als funktional äquivalent. Diese Verfahren bildeten die Voraussetzung für ihre dynamische Anordbarkeit, Gruppierung und potentielle Ersetzbarkeit. Dies mag im Rückblick trivial erscheinen, diese Wissenstechnik stellte jedoch eine entscheidende Ressource infrastrukturierter Gesellschaften in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dar.[49] Diese Idee lässt sich ebenso in den Konzeptionen der Passagiermasse finden, deren einzelne Elemente nun als funktional äquivalent angesehen wurden. So rückte mit der Normierung der Körper auch die Frage nach ihrer möglichst optimalen Anordnung ins Zentrum der Aufmerksamkeit der Ingenieure. Während man einerseits möglichst vielen Passagieren einen komfortablen Transit ermöglichen wollte, erlaubte andererseits eine geringe Anzahl von Sitzen eine höhere Ladekapazität der Waggons, was besonders zu den *Rush Hours* dringend nötig war. Trotz der Anstrengungen der Ingenieure und Manager blieb die massive Überfüllung der Waggons über Dekaden hinweg ein zentrales logistisches Problem. Zwar hatte man sich bereits kurz nach der Eröffnung von dem Slogan „A Seat for each Passenger!" verabschiedet, allerdings war die Frage, ob und wie man die Überladung der Waggons effektiv unterbinden konnte, noch immer ungeklärt.

V: Abstand und Anstand: Eine Containerethik

Der Lösung dieses Problem nahm sich nun eine Gruppe von Ingenieuren und Planern des New Yorker *City Club* an, einem Zusammenschluss aus einflussreichen Technokraten, Politikern und Ingenieuren, die sich wie

Agamben, Giorgio: *Homo sacer: Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002.

49 Dies betont auch der amerikanische Kulturwissenschaftler John G. Blair, der das Organisationsprinzip der Modularisierung ab 1900 in einer Vielzahl kultureller Phänomene entdeckt: von der Gliederung der Lehrpläne an den amerikanischen Eliteuniversitäten und dem Aufbau der Fabriken bis zur Struktur von Wolkenkratzern, Poesie, Blues oder Jazz. Vgl. Blair, John G.: *Modular America: Cross-Cultural Perspectives on the Emergence of an American Way*, Westport, Connecticut: Greenwood Press 1988, S. 2. Ich danke Alexander Klose für den Hinweis auf diese Arbeit.

Arnold den Leitideen des *Efficiency Movement*s verbunden fühlten. Der *City Club* legte im Jahre 1930 eine vielbeachtete Studie vor, in der die Probleme des „Subway Overcrowding" ebenso minutiös dokumentiert wie auch Lösungsvorschläge aufgezeigt wurden.[50] Dabei waren es auch die Verfahren der Quantifizierung, Rationalisierung und Standardisierung, die als Allheilmittel der chaotischen Zustände beschworen wurden: „it is not too late now to set up standards."[51]

Besonderes Anliegen des *City Club* war die Einführung eines verbindlichen Standards zur Maximalbeladung der Waggons. Dieser sollte jedoch nicht allein den technischen Anforderungen genügen, sondern auch im Hinblick auf Gesundheit, Komfort und Sicherheit der Passagiere entworfen werden. In der Bestimmung dieses Standards griff man auf die logistischen Instrumentarien in der Erfassung der Passagiermassen aus Arnolds Studien zurück. Im Unterschied zu Arnold beschrieb der *City Club* die Zustände im System jedoch nicht nur als ineffizient, sondern zugleich auch als „inhuman"[52] und „evil".[53] Dabei gab man der Sorge um die fragilen Körper der Passagiere Ausdruck und beklagte die Strapazen und Verletzungen, die ihnen von Seiten der rabiaten Ordnungshüter wie Mitpassagiere zugefügt wurden: „The actual physical injuries incurred from violent methods used by stronger passengers in boarding and leaving trains and the strong-arm methods of guards who pack the passengers in, are numerous and serious."[54]

Damit adressierte der *City Club* einerseits die Passagiere als normierte Menge, nahm aber andererseits auch die Perspektive der einzelnen Subjekte ein. Hier wurde der Passagier vor allem als erschöpftes Subjekt codiert, dem mit Rücksicht auf die Strapazen des täglichen Transits eine zumindest rudimentäre Ethik zugestanden werden sollte. So formulierte der *City Club* ein Set von Minimalstandards utilitaristischer Passagierrechte, die in vier Prinzipen dargelegt wurden:

1: Every Passenger should have some handle or support that he can grasp to steady himself.
2: Every standing passenger should have enough room to move his arms freely, for instance, to reach to his pockets for a handkerchief if necessary.
3: Every standing passenger should be far enough from his neighbor so that his face shall not be directly before that of another person.

50 The City Club of New York: *Subway Overcrowding*. Dass die Studie selbst keinerlei Namen ihrer Verfasser nennt, scheint den Anspruch rationaler Wissenschaftlichkeit und Objektivität noch unterstreichen zu wollen.
51 Ebd., S. 5.
52 Ebd., S. 4.
53 Ebd., S. 18.
54 Ebd., S. 4.

4: There should be room enough for a passenger to move freely towards an exit as the train approaches his destination.[55]

In den Augen des *City Clubs* basierten diese Festlegungen jedoch nicht primär auf rational-logistischem Kalkül, sondern zielten auf die Festlegung eines „standard of human decency".[56] Bezeichnenderweise war dieser für die Ingenieure des *City Club* allerdings mathematisch genau berechenbar. Unter Berücksichtigung dieser vier Prinzipien konnten nun komplexe Verteilungsszenarien für die Passagiere in den Waggons modelliert werden: man experimentierte mit möglichen Variationen in den Ausgestaltungen der Interieurs und analysierte die Bewegungen der Passagiere beim Ein- und Aussteigen. Im Ergebnis konnte jedem Passagier ein Raumvolumen von 0,24 Kubikmetern (8.5 ft^3) zugesprochen werden: ein Wert, der minutiös über die Dimensionen der Waggons und der durchschnittlichen Belegung errechnet wurde.[57] Diese Verteilungsethik wurde zudem in Diagrammen veranschaulicht, die auch zeigen, wie die Passagiere nun allein als normierte und abstrakte Körper in den Blick kamen, die in Formationen und Reihungen in den Waggons angeordnet werden konnten (vgl. Abb. 4).

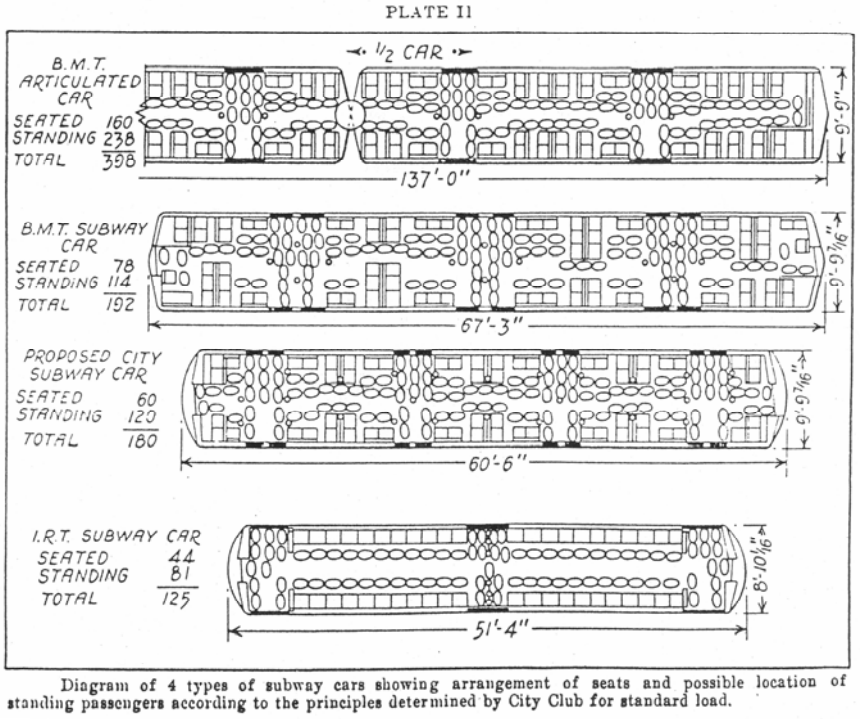

Diagram of 4 types of subway cars showing arrangement of seats and possible location of standing passengers according to the principles determined by City Club for standard load.

Abb. 4: Die Verteilung der Passagiere nach den Prinzipien der Containerethik.[58]

55 Ebd., S. 7.
56 Ebd.
57 Vgl. Ebd., S. 5.
58 Entnommen aus: Ebd., S. 9.

Die errechneten Verteilungen der Körper stellen eine bemerkenswerte Rationalisierung der Zumutbarkeit menschlicher Nähe dar. Sie sind zugleich Ausdruck einer Containerethik, die bestrebt ist, eine Mindestdefinition der Würde der Passagiere über quantifizierbare „Territorien des Selbst“[59] herzustellen. Dass es sich bei den Standardisierungsvorschlägen des *City Club* um eine Form logistisch-technokratischer Ethik handelt, wird auch daran deutlich, dass hier eine Norm erarbeitet und begründet wurde, die sich auf eine quasi natürliche und universelle Würde der Passagiersubjekte beruft.

In dieser Kopplung von Abstand und Anstand gelingt nun etwas Entscheidendes: Man ist in der Lage, die technische Norm der Maximalbeladung der Waggons mit einer sozialen Norm körperlicher Nähe in Beziehung zu setzen. Hier haben wir also einen Moment, der besonders eindringlich zeigt, wie die Paradigmen des Maschinellen unmittelbar darauf abzielten, die Sphären des menschlichen Miteinanders zu strukturieren. Indem sich die Bereiche technischer Normierung, sozialer Norm und logistischer Normalisierung miteinander verschalteten, sollten die maschinellen Dispositive der Subway infrastrukturierte Körper hervorbringen, die berechenbar, fügsam und produktiv gemacht werden konnten.

Dass sich die Entfaltung dieses Prozesses normierender Abstraktion allerdings über mehrere Dekaden erstreckte, wird deutlich, wenn man die Darstellungen der Waggonінterieurs aus den Abbildungen 3 und 4 vergleicht. Lassen sich in der ersten Zeichnung von 1915 bei genauem Hinsehen noch Abweichungen und Individualisierungen der einzelnen Passagierkörper erkennen, so sind sie in Letzterer einige Jahre später bereits identische Containerkörper, die in Reih und Glied angeordnet wurden. Die kunstvolle Verteilung der normierten Körper der Passagiere im Raum und die erfolgreiche Disziplinierung ihrer Praktiken erlaubte zudem ihre genauere statistische Erfassung. Dabei war es vor allem diese Verschränkung der sozialen und technischen Norm, die es gestattete, eine direkte Linie zwischen den individuellen Passagieren und der bio-politischen Gesamtheit der subterranen Bevölkerung zu ziehen. Dieser Wirkungsweise der Norm kommt auch innerhalb des foucaultschen Theoriemodells eine entscheidende Scharnierfunktion zu: durch sie wird es möglich, zwischen der Disziplinierung der Körper und der Biomacht der Bevölkerungsregulierung zu vermitteln: „Die Norm, das ist

59 Vgl. Goffman, Erving: *Das Individuum im öffentlichen Austausch*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974, S. 83ff.

das, was sich auf einen Körper, den man disziplinieren will, ebenso gut anwenden lässt wie auf eine Bevölkerung, die man regulieren will."[60]

Im Bestreben des *City Club*, den einzelnen Containerkörpern spezifische Praktiken zuzugestehen, wie das Recht, sich festzuhalten oder die Möglichkeit, in die eigenen Taschen zu greifen, wird eine Herrschaftstechnik sichtbar, welche die Passagiere auf eine ganz spezifische Art disziplinieren sollte. Diese Verfahren zielen dabei auf zwei Dimensionen ab: Sie sind einerseits bestrebt, die Subjektkörper und ihre Praktiken unter ein rigides sozio-technisches Regime zu unterwerfen. Anderseits wollen sie die Kräfte der Individuen entfalten und nützlich machen. Die Disziplinartechnologien, die Foucault in den Institutionen des 18. Jahrhundert entdeckt, gelangen damit zwar auch hier zur Anwendung, jedoch mit entscheidenden Verschiebungen. Während die Soldaten, Kranken oder Delinquenten vor allem in Hinblick auf ihre organische Produktivität adressiert wurden, werden die Passagiere nun als Elemente einer technischen Apparatur codiert. War der Körper in den früheren Disziplinarregimen noch ein Organismus, der gemäß seiner natürlichen Kräfte und organischen Leistungsfähigkeit produktiv gemacht werden musste, erscheint er nun als normierter Container einer komplexen maschinellen Vorrichtung, deren technischen Anforderungen er genügen muss um transportierbar zu sein.

Somit ist letztlich auch für den *City Club* das zentrale Argument zur Verbesserung des Systems nicht die Sorge um das Wohlergehen der Passagiere, sondern die Schwächung ihrer Arbeitskraft in Folge der Strapazen des Pendelns. Dies wird spätestens dann offenkundig, wenn die Autoren unter der Überschrift „The Great Economic Loss to the Riding Public" schreiben:

> Who can estimate the reduction of work capacity of an employee who has to travel for an hour in the morning with the struggling mass that is forced into our inadequate transit facilities? If it could be measured in money values, it would undoubtedly run into many millions of dollars – lost – wasted. How much happiness is destroyed, how much leisure time is spoiled by the terrific nervous strain involved into getting home after a hard day's work! To translate these things into charts is impossible, but their economic and social importance cannot be overestimated – and they are on the loss side of the ledger.[61]

Dieses Zitat ist in mehrerlei Hinsicht aufschlussreich: hier bedauert man nicht nur ausdrücklich die unmögliche Inwertsetzung und statistische

60 Foucault, Michel: *In Verteidigung der Gesellschaft: Vorlesungen am Collège de France (1975-76)*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999, S. 298.

61 The City Club of New York: *Subway Overcrowding*, S. 5.

Messung des verlorenen Glücks der Passagiere (um sie dann dennoch mit Millionen von Dollars zu beziffern), sondern formuliert ihr Elend vor allem auch als ökonomisches Problem. Dies mag jedoch ein strategisches Argument sein, um den Forderungen des *City Clubs* Gewicht zu verleihen. Dass die Ideen des Clubs zur Begrenzung der Waggonbeladung letztlich nur teilweise berücksichtigt wurden, liegt auch daran, dass die Betreiber auf jeden zahlenden Kunden angewiesen waren und nicht daran dachten, den Zugang zu reglementieren. Dennoch erwiesen sich die Instanzen der Quantifizierung und Normierung, des Blackboxing und der Rationalisierung, welche sich in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts in der Subway entfalteten, als erstaunlich stabile Momente im Subjektverständnis der Passagiere und ihrer Körper. Wie ich hoffe gezeigt zu haben, kommt dabei den neuen logistischen wie technischen Regimen eine entscheidende Rolle zu. Ganz ähnlich wie die Arbeiter in den Fabriken, deren einzelne Arbeitsschritte in den Analyseverfahren des Scientific Management sowie später des Fordismus erfasst, bewertet und gesteuert wurden, sollten nun auch die Passagiere codiert und ihre Praktiken optimiert werden. Erst im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verkomplizierte sich diese Perspektive, indem man nun auch die individuellen Dispositionen heterogener Passagiergruppen mit wissenschaftlichen Methoden adressierte. Zudem begann man ab den 1970er Jahren sogar verstärkt, die einzelnen Passagiere nach ihrem Befinden zu befragen und diese Erfahrungen in Managemententscheidungen zu berücksichtigen.[62] Allerdings stellen die quantifizierenden Verfahren der Logistik in der Erfassung und Steuerung der Passagiere bis heute dominante Instrumente dar.

Fazit: Vom Container zum Containment

Wie stark sich im Verlauf der ersten Hälfe des 20. Jahrhunderts die Subjektcodierungen des Passagiers vom barbarischen Mob zu steuerbaren Containern wandelte, zeigt sich besonders deutlich in einer Serie von Postern der New York Subways Advertising Company aus dem Jahre 1946, die das Ziel hatten, Firmen für Werbung in der Subway zu gewinnen. Diese Plakate sind in mehrerlei Hinsicht aufschlussreich. Nicht nur gelten sie unter Designhistorikern als bedeutende Zeugnisse modernis-

62 Beispielsweise in: Bronzaft, Arline L., Dobrow, Stephen B. und O'Hanlon, Timothy J.: „Spatial Orientation in a Subway System", *Environment and Behavior* 8/4 (1976), S. 575–594; Saegert, Susan: „Crowding: Cognitive Overload and Behavioral Constraint", *Environmental Design Research* 2 (1973), S. 254–261.

tischer Ästhetik, sie entwerfen auch ein spezifisches Bild des Passagiers (Abb. 5 und 6).[63]

Für die potentiellen Werbekunden wird ein Bild identischer wie konditionierbarer Passagiere entworfen, die sich den Versprechungen des Konsumismus allein durch die Dauer und die Redundanz der visuellen Signale widerstandlos ergeben. In diesem behavioristischen Subjektverständnis findet sich auch die Idee des außengeleiteten Subjekts wieder, dessen konsumistische Reaktion sich als zwingende Konsequenz auf die tagtägliche Konfrontation mit den Reizen der Werbebotschaften in der Subway darstellt. Zudem wird hier die Subway als geradezu panoptisches Territorium entworfen: mit Slogans wie „No hiding place down there" wird dabei nicht nur den potentiellen Werbepartnern, sondern auch den Passagieren signalisiert, dass es letztlich unmöglich sei, sich den Steuerungsinstanzen der logistischen Regime zu entziehen.

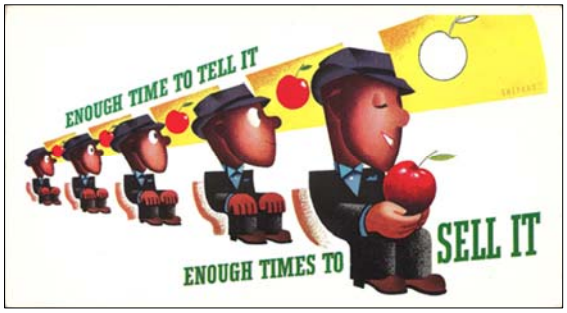

Abb. 5 u. 6: Subway Cards der New York Subways Advertising Company, um 1946, New York City Transit Museum Archives, File Advertisment (Cars).

Während in den bislang skizzierten Diskursen und Verfahren die Passagiere vor allem als logistische Subjekte in den Blick kamen, stellte die Subway jedoch ebenso eine neue sinnliche Situation dar. Auf Seiten der Passagiere verlangte die immense Überfüllung in den Waggons und die daraus resultierende Enge und höchste Nähe zu den Mitreisenden die Mobilisierung von Abschottungstechniken, deren Ausmaß selbst den City Club in Erstaunen versetzte: „That such conditions prevail, might suggest that the citizens of the city are apathetic to a horrible experience occurring daily and inevitably in the lives of a vast number of them. It is impossible to believe that such apathy exists."[64]

Dem entgegen ließe sich behaupten, dass das vom City Club beobachtete unbeteiligte Verhalten der Passagiere eine durchaus angemessene Reaktion auf ihre logistische und durchrationalisierte Umwelt darstellte.

63 Giovannini, Joseph und Amash, Carissa: *Subway Style. 100 Years of Architecture and Design in the New York City Subway*, New York 2004, S. 183f.

64 The City Club of New York: *Subway Overcrowding*, S. 10.

Die Techniken der Abschottung und des Containments, die sie dabei mobilisierten, verstärkten die Grenze zwischen den Innenwelten der Subjekte und ihrer Umgebung. Das, was man auf den ersten Blick als apathisches Verhalten der Passagiere deuten mag, erweist sich bei genauerem Hinsehen als ein komplexes Arrangement an kulturellen Praktiken, mit denen die Subjekte diese Erfahrungswelten zu bewältigen versuchten. Somit bezeugt sich in dieser Indifferenz, die unter Begriffen wie „Blasiertheit“ oder „innerer Urbanisierung“ zu einer Chiffre moderner Metropolenerfahrung per se geworden ist, womöglich weniger eine gelungene ästhetische Selbsttransformation bürgerlicher Individuen, wie noch Georg Simmel behauptete. Sie erweist sich vielmehr als Indiz für die erfolgreiche Implementierung logistisch-technischer Steuerungsinstanzen in den Territorien des Urbanen. Damit müssen diese Techniken des emotionalen Containments eher als Folge der Containerisierung der Körper in den neuen infrastukturierten Umwelten der Städte gesehen werden, denn als ästhetische Strategie der Sinnesmodulation. Glaubt man dem Kulturtheoretiker Hannes Böhringer, zeigt sich doch gerade hier die wahre Funktion jenes Subjektcodes des Containers: „Und wo immer er abgestellt wird, wirkt er wie ein Magnet der Gleichgültigkeit. Er färbt auf Ladung und Umgebung ab. Die Dinge in und um ihn herum verlieren ihren Halt aneinander, erscheinen isoliert und fremd, sie werden ebenfalls zu indifferenten Behältern von austauschbaren Bedeutungen, inneren Funktionen und äußeren Verkleidungen.“[65]

Stefan Höhne, Kontakt: stefan.hoehne (at) metropolitanstudies.de, ist Historiker und Kulturwissenschaftler. Er lehrt und forscht am Center for Metropolitan Studies der Technischen Universität Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte sind transatlantische Metropolengeschichte, Theorie und Geschichte urbaner Technikkulturen sowie Revolte und Sabotage im 20. Jahrhundert.

65 Böhringer, Hannes: *Orgel und Container*, Berlin: Merve 1993, S. 12.

Body Politics 4 (2016), Heft 7, S. 113-140

Von der Duldung zur Reglementierung. Städtische Prostitutionspolitik in Göttingen während der 1960er Jahre

Sascha Schießl

English abstract: While the "sexual revolution" in 1960s West Germany is usually associated with more open discussions of sexuality and the partial removal of moral laws from the penal code, this article shows that female prostitutes in the city of Göttingen continued to be subject to repressions. Under the pretext of upholding their version of public order, local authorities sought to abolish street prostitution and restrict the trade to newly established brothels. Even though these measures violated federal law, authorities still aimed at controlling the female body and disciplining a segment of the population that was perceived as deviant and unruly. As the article sheds light on these local dynamics, it provides a new vista on the "sexual revolution", highlighting how prostitutes did not benefit from social changes in this context and how local developments could diverge from broader discourses concerning sexuality, bodies, and morals.

Im ersten Jahrzehnt der Bundesrepublik dominierten konservative Sittlichkeitsvorstellungen die gesellschaftlichen Debatten um Sexualität, öffentliche Ordnung, Körper- und Geschlechterrollen. Die christlichen Kirchen, ihnen nahestehende Sittlichkeitsvereine und konservative Politiker wie Bundesfamilienminister Franz-Josef Wuermeling forderten die sexuelle Enthaltsamkeit vor der Ehe, den Schutz der Jugend vor allem, was diese sittlich „gefährden" könnte,[1] sowie die „Wiederherstellung" der angeblich während des „Dritten Reichs" kompromittierten Familie. Gerade die Familien galt es in dieser Sicht als Inbegriff der ebenfalls als zerrüttet betrachteten gesellschaftlichen Ordnung zu stärken.[2] Schon zuvor in der sozialen Praxis vielfach unterlaufen, verlor dieses gesellschaftspolitische Programm im Laufe der 1960er Jahre zunehmend an Wirkmächtigkeit. Mit der leichteren Verfügbarkeit sowie höheren Zuverlässigkeit von Mitteln der Geburtenverhütung waren Sexualität und Fortpflanzung zunehmend voneinander entkoppelt. Die Einführung und

1 Franz X. Eder, Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität, München 2009, S. 212-236; Sybille Steinbacher, Wie der Sex nach Deutschland kam. Der Kampf um Sittlichkeit und Anstand in der frühen Bundesrepublik, München 2011, v.a. S. 21-133.

2 Robert G. Moeller, Reconstructing the Family in Reconstruction Germany: Women and Social Policy in the Federal Republic, 1949-1955, in: ders. (Hg.), West Germany under Construction. Politics, Society, and Culture in the Adenauer Era, Ann Arbor, Mich. 1997, S. 109-133.

allmähliche Verbreitung der Pille trug gerade auch zu einem Wandel der Geschlechterrollen bei.[3] Zudem ließen sich nach dem Zweiten Weltkrieg Geschlechtskrankheiten weit problemloser als bislang behandeln. In einem längeren, vielschichtigen Prozess wurden in der Bundesrepublik wie auch in anderen europäischen Staaten zahlreiche, wenn auch nicht alle sittlichen Normen aus den Strafgesetzbüchern gestrichen. Fragen der Sexualität wurden nun mehr und mehr öffentlich verhandelt. Schon ab Mitte der 1960er Jahre sprachen Kommentatoren angesichts der zunehmenden Präsenz von „Sex" im öffentlichen Raum sowie der häufigen Darstellung leicht bekleideter junger Frauen auf Magazincovern oder in der Werbung von einer „Sexwelle".[4] Auch jenseits dieses Feldes erlebte die Bundesrepublik in den 1960er Jahren einen vielfältigen kulturellen und politischen Wandel. Diese keineswegs lineare und widerspruchsfreie Entwicklung wurde von der historischen Forschung in unterschiedlicher Perspektive als „Modernisierung",[5] „Westernisierung",[6] „Liberalisierung"[7] oder auch „Therapeutisierung"[8] charakterisiert.

Vor diesem Hintergrund mag es auf den ersten Blick überraschen, dass der städtische Umgang mit Sex-Arbeiterinnen und dem Gewerbe der Prostitution in derselben Zeit in eine gegenläufige Richtung wies. Am Beispiel Göttingens soll im Folgenden gezeigt werden, wie sich kommunale Verwaltungen und Polizei während der 1960er Jahre unter dem Eindruck erregter Anwohnerproteste zunehmend von ihrer zunächst moderaten Haltung in Hinblick auf die Straßenprostitution

3 Eva Maria Silies, Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik 1960-1980, Göttingen 2010; Ute Frevert, Umbruch der Geschlechterverhältnisse? Die 60er Jahre als geschlechterpolitischer Experimentierraum, in: Axel Schildt/Detlev Siegfried/Karl Christian Lammers (Hg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 642-660.

4 Eder, Kultur der Begierde, S. 224-236; Steinbacher, Wie der Sex nach Deutschland kam, S. 295-324.

5 Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993; siehe dazu auch Axel Schildt, Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist" in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995, S. 306-323.

6 Anselm Doering-Manteuffel, Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der 60er Jahre, in: Schildt/Siegfried /Lammers, Dynamische Zeiten, S. 311-341.

7 Ulrich Herbert, Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: ders. (Hg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945-1980, Göttingen 2002, S. 7-49. Vgl. auch die weiteren Beiträge in diesem Band.

8 Maik Tändler, Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren, Göttingen 2016.

entfernten. Ungeachtet rechtlicher Hürden bemühten sie sich nunmehr um einen strikteren Zugriff auf das Gewerbe und um eine Disziplinierung der nun als höchst problematisch eingeschätzten Prostituierten. Von einer gesellschaftlichen Öffnung war hier wenig zu spüren. Konservative Vorstellungen von Sittlichkeit und öffentlicher Ordnung waren keineswegs auf dem Rückzug, sie wurden lediglich umgedeutet und mit neuen Argumenten verknüpft, um eine stark reglementierende Prostitutionspolitik faktisch wiederzubeleben, die während der Weimarer Republik teilweise abgeschafft worden war. Zugleich war diese Reglementierung mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Bundesrepublik verbunden, der mittelbar eine Wandlung des Gewerbes selbst bewirkte.

Die historische Forschung hat den staatlichen und gesellschaftlichen Umgang mit der Prostitution in der Bundesrepublik bislang kaum in den Blick genommen.[9] Dabei akzentuiert der Fokus auf die städtische Prostitutionspolitik, wie widersprüchlich die gesellschafts-, geschlechter- und körperpolitischen Wandlungsprozesse insbesondere der 1960er Jahre waren; zugleich wird deutlich, welche Grenzen (weiblicher) Sexualität und unangepasstem Verhalten im öffentlichen Raum auferlegt waren. Denn die sogenannte sexuelle Liberalisierung jener Jahre kam keineswegs allen gesellschaftlichen Gruppen gleichermaßen zugute, für manche hatte sie indirekt sogar deutliche Beschränkungen der individuellen Handlungsmöglichkeiten zur Folge.

Prostitutionspolitik zwischen Kaiserreich und früher Bundesrepublik. Ein Überblick

Knapp definiert als der Tausch sexueller Dienstleistungen gegen eine zumeist monetäre Bezahlung, handelt es sich bei der Prostitution um ein Gewerbe im Grenzbereich der Legalität, dessen Beteiligte noch immer – in allerdings höchst unterschiedlichem Ausmaß – sozial stigmatisiert sind. Wie in anderen europäischen Staaten war das Gewerbe spätestens

9 Die Forschung zum Thema beschränkt sich auf Studien zur unmittelbaren Nachkriegszeit sowie zu Fragen der Gesundheitspolitik rund um die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; siehe JENNIFER EVANS, Bahnhof Boys: Policing Male Prostitution in Post-Nazi Berlin, in: Journal of the History of Sexuality 12 (2003), Nr. 4, S. 605-636; MICHAELA FREUND, Women, venereal disease and the control of female sexuality in Post-War Hamburg, in: ROGER DAVIDSON/LESLEY A. HALL (Hg.), Sex, Sin and Suffering. Venereal Disease and European Society since 1870, London/New York 2001, S. 205-219; ULRIKE LINDNER, Gesundheitspolitik in der Nachkriegszeit. Großbritannien und die Bundesrepublik Deutschland im Vergleich, München 2004.

seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland Gegenstand einer kontroversen und bis heute andauernden Debatte, in der sich die Gewichtung der Argumente immer wieder verschob.[10] Ins Feld geführt wurden (und werden stellenweise noch heute) sittliche Argumente, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und die Bekämpfung der Kriminalität, der Schutz der Jugend, die „soziale Frage" in Zeiten der Urbanisierung, die Emanzipation von Frauen und das Verhältnis der Geschlechter, die Frage, inwieweit Beteiligte erzwungenermaßen im Gewerbe tätig sind, sowie das gesundheitliche Wohlergehen Einzelner oder wahlweise der Bevölkerung.[11] Eine weithin akzeptierte Antwort auf die Frage, ob, und wenn ja, unter welchen Bedingungen „Sex" gegen Geld angeboten werden durfte, war zu keinem Zeitpunkt in Sicht. (Die daraus abgeleiteten Unsicherheiten, was unter „Sex" zu verstehen war oder wie diejenigen zu kategorisieren waren, die ihn anboten oder für ihn bezahlten, traten noch hinzu.) Verbot man das Gewerbe, drängte man dieses, so die vielfach geäußerte Befürchtung, lediglich in die Illegalität ab, was insbesondere den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten erschwerte und zugleich die (zumeist weiblichen) Prostituierten in eine noch größere Abhängigkeit von den (zumeist männlichen) Zuhältern brachte. Duldete oder erlaubte man die Prostitution, beförderte der Staat, so die Gegner des Gewerbes, die „Unmoral" beziehungsweise die Ausbeutung oder Entwürdigung von Frauen.

Im Kaiserreich unterstanden (weibliche) Prostituierte der sittenpolizeilichen Überwachung. Sie mussten sich in Polizeilisten eintragen, womit sie verschiedenen, von Stadt zu Stadt unterschiedlichen, oftmals kaum einzuhaltenden Auflagen unterworfen waren. Nur wenn sie diese erfüllten, durften sie das Gewerbe straffrei ausüben. Dieses als *Reglementierung* bekannte System erwies sich in der Praxis jedoch schon bald als weitgehend ineffektiv. Mit dem (zumindest zeitgenössisch so wahrgenommenen) Anwachsen der Prostitution[12] war die Sittenpolizei

10 Vgl. für heutige Auseinandersetzungen die kontroverse Debatte im Zuge der Kampagne „Appell gegen Prostitution" von Alice Schwarzer und der Zeitschrift Emma; siehe auch ALICE SCHWARZER, Prostitution – Ein deutscher Skandal! Wie konnten wir zum Paradies der Frauenhändler werden?, Köln 2013.

11 Für die europäischen Debatten siehe die Beiträge in DAVIDSON/HALL, Sex, Sin and Suffering.

12 RICHARD J. EVANS, Prostitution, State and Society in Imperial Germany, in: Past and Present. A Journal of Historical Studies 70 (1976), S. 106-129, verweist auf das gestiegene Heiratsalter in den neuen Mittelklassen, während bürgerliche Frauen als reine, asexuelle Wesen idealisiert worden seien. Zugleich hätten proletarische Frauen einer gesunkenen Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften gegenübergestanden,

im Gegensatz zu früheren Jahrzehnten kaum mehr in der Lage, die bestehenden Regelungen durchzusetzen.[13] Überdies schrieben sich keineswegs alle Prostituierten in die polizeilichen Listen ein. Dies galt insbesondere für jene Frauen, die das Gewerbe nur zeitweilig auszuüben beabsichtigten. Immerhin konnten sie aus guten Gründen fürchten, selbst dann zu fortlaufenden gesundheitlichen Untersuchungen verpflichtet und diversen polizeilichen Anweisungen unterworfen zu werden, wenn sie längst nicht mehr der Prostitution nachgingen. Eine Unterwerfung unter das System der Reglementierung konnte folglich eine dauerhafte soziale Stigmatisierung nach sich ziehen. Um der Reglementierung zu entgehen, vermieden diese „heimlichen Prostituierten", deren Zahl jene der Eingeschrieben bei weitem überstieg, gerade auch gesundheitliche Untersuchungen.[14] Denn eine etwaige Behandlung aufgrund einer Geschlechtskrankheit war mit der Gefahr verbunden, von den Ärzten oder den Gesundheitsämtern der Polizei gemeldet und dann einer (zeitlich unbegrenzten) polizeilichen Kontrolle unterstellt zu werden. In Anbetracht dieser strukturellen Probleme und besonders angesichts steigender Infektionsraten warnten zeitgenössische Kritiker der bisherigen Regelung vor einer unkontrollierten Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten.[15] Die Furcht vor den Geschlechtskrankheiten war wiederum eng mit sozial- und rassenhygienischen Diskursen verbunden, die seit dem späten 19. Jahrhundert zunehmend an Einfluss gewannen.[16]

während ihre Familien weiterhin auf ihr Einkommen angewiesen gewesen seien; vgl. dazu auch LUTZ SAUERTEIG, Krankheit, Sexualität, Gesellschaft. Geschlechtskrankheiten und Gesundheitspolitik in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Stuttgart 1999, S 49f.

13 SAUERTEIG, Krankheit, Sexualität, Gesellschaft, verweist auf Schätzungen, nach denen die Zahl der Prostituierten im Deutschland der Jahrhundertwende zwischen 100.000 und 200.000 gelegen habe und bis zum Ersten Weltkrieg auf mehr als 330.000 gestiegen sei (S. 58).

14 PETER BECKER, Verderbnis und Entartung. Eine Geschichte der Kriminologie des 19. Jahrhunderts als Diskurs und Praxis, Göttingen 2002, S. 155. Dazu siehe auch EVANS, Prostitution, State and Society, S. 111-115. MICHAELA FREUND-WIDDER, Frauen unter Kontrolle: Prostitution und ihre staatliche Bekämpfung vom Ende des Kaiserreichs bis zu den Anfängen der Bundesrepublik, Münster 2003, S. 28f. verweist für Hamburg auf die Schwierigkeiten für Frauen, die einmal von der Polizei als Prostituierte geführt wurden, aus den entsprechenden Listen entlassen und von den damit verbundenen strengen Auflagen entbunden zu werden.

15 BECKER, Verderbnis und Entartung, S. 169f.

16 Hierzu siehe etwa PETER WEINGART/JÜRGER KROLL/KURTZ BAYERTZ, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt am Main 1988; PAUL J. WEINDLING, Health, Race and German Politics 1870-1945, Cambridge 1989.

Während der Weimarer Republik setzte sich die kontroverse Debatte um den angemessenen Umgang mit der Prostitution fort. Durchsetzen konnten sich letztlich eine pragmatische Position, nach der dem Gewerbe mit den Mitteln der sozialen Fürsorge zu begegnen war und vorrangig die Geschlechtskrankheiten bekämpft werden sollten. Nach jahrelanger Verzögerung verabschiedete der Reichstag das *Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (GBGk)*, das am 1. Oktober 1927 in Kraft trat und die Prostitutionsgesetzgebung weitgehend liberalisierte.[17] Das Gesetz verband Aspekte der Gesundheitsfürsorge mit staatlichen Zwangsmaßnahmen, indem es eine Pflicht zur Gesundheit, hier zur Behandlung einer Geschlechtskrankheit, festschrieb.[18] Den Gesundheitsbehörden wurde nach dem Gesetz die entscheide Rolle im Umgang mit Geschlechtskranken und indirekt den Prostituierten zugewiesen. Die Einschreibung in polizeiliche Listen wurde mit dem Gesetz abgeschafft und zudem die Kasernierung von Prostituierten, also ihre Beschränkung auf bestimmte Häuser oder Straßen, verboten. Nach der Neufassung des § 361,6 StGB wurde lediglich mit Strafe bedroht, *„wer öffentlich in einer Sitte oder Anstand verletzenden oder andere belästigenden Weise zur Unzucht auffordert oder sich dazu anbietet."*[19] Hinzu kamen weitere Einschränkungen wie das Verbot des Gewerbes in der Nähe von Schulen und Kirchen oder in kleineren Städten. Da die Fassung offen ließ, was genau als eine Verletzung von *„Sitte oder Anstand"* aufgefasst werden sollte, urteilten die Gerichte in dieser Frage in den folgenden Jahren höchst unterschiedlich.[20] Gleichwohl war die Straßenprostitution grundsätzlich erlaubt, weil sie eine öffentliche Aufforderung zur Unzucht innerhalb der Grenzen von *„Sitte oder Anstand"* anerkannte.

Schon bald nach der nationalsozialistischen Machtübernahme begannen die Behörden mit einer „Säuberung" des öffentlichen Raumes, die auch die Straßenprostitution betraf.[21] Im Mai 1933 verschärfte die Regierung zudem den Wortlaut des § 361,6 StGB, was den

17 Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vom 18. Februar 1927, in: RGBl. I, S. 61-63.

18 Sachße/Tennstedt, Der Wohlfahrtsstaat im Nationalsozialismus, S. 98.

19 GBGk vom 18. Februar 1927.

20 Roos, Backlash against Prostitutes' Rights, S. 72f.

21 Runderlaß des [Preußischen] Ministers des Inneren (Kommissar des Reiches) über die Durchführung des Reichsgesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vom 22. Februar 1933, in: Ministerialblatt für die preußische innere Verwaltung, 94 (1933), Teil I, Nr. 13, S. 227-230.

Polizeibehörden die Verfolgung von Prostituierten erleichterte.[22] Diese Verschärfungen blieben aber deutlich hinter Adolf Hitlers Einlassungen in „Mein Kampf“ zur Prostitution[23] sowie den viel weitergehenden Forderungen von christlich-konservativer Seite aus der Spätphase der Weimarer Republik zurück. Selbst die Bestimmungen des *GBGk*, das die NSDAP in den 1920er Jahren scharf attackiert hatte, blieben trotz verschiedener Änderungsvorschläge weiterhin in Kraft. Dadurch waren Maßnahmen hinsichtlich der Prostitution in den ersten Jahren des „Dritten Reichs“ weiterhin eine Domäne der lokalen Politik und der Polizei.[24] Hier waren Prostituierte als Teil der nie klar umrissenen Gruppe der „Asozialen“ verschiedenen Formen der Verfolgung und Überwachung durch die Polizei sowie durch Gesundheits-, Pflege- und Fürsorgeämter ausgesetzt.[25] Hierzu konnten Einweisungen in Heime, Kliniken oder Arbeitshäuser ebenso gehören wie Zwangssterilisationen.[26] Spätestens seit 1938 wurde die Ausübung des Gewerbes dann einer strikteren Kontrolle unterworfen, die im Zweiten Weltkrieg weiter verschärft wurde. Noch deutlicher als bisher zeigte sich die Widersprüchlichkeit der Prostitutionspolitik des Regimes. Prostituierte hatten dem männlichen „Sexualtrieb“ zu dienen, so dass an ein Verbot des Gewerbes nicht zu denken war. Während des Krieges wurden zahlreiche Wehrmachtsbordelle eingerichtet.[27] Selbst in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern entstanden Bordelle, in denen weibliche Häftlinge Sex-Zwangsarbeit verrichten mussten.[28]

22 Gesetz zur Abänderung strafrechtlicher Vorschriften vom 26. Mai 1933, in: Reichsgesetzblatt 1933, Teil I, Nr. 56, S. 295-298.

23 Vgl. etwa Adolf Hitler, Mein Kampf, 246./247. Auflage, München 1937, S. 63f. und S. 275-281.

24 Für Köln und Bremen siehe Lingens, Die heutige Praxis zur Bekämpfung von Dirnenunwesen, in: Kriminalistische Monatshefte 9 (1935), Nr. 2, S. 25-28; Parey, Die Bekämpfung des Dirnentums in Bremen, in: Kriminalistische Monatshefte 9 (1935), Nr. 8, S. 174-177. Zur Einrichtung von Bordellstraßen in Hamburg vgl. Freund-Widder, Frauen unter Kontrolle, S. 118-126.

25 Zu dieser Gruppe siehe besonders Wolfgang Ayaß, „Asoziale“ im Nationalsozialismus, Stuttgart 1995.

26 Vgl. E. Rüdin, Das Reichsgesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, in: Archiv für Kriminologie 93 (1933), Nr. 1/2, S. 1-4; für ein Fallbeispiel siehe das Schicksal von Amalie B., die 1937 in das Arbeitshaus Breitenau bei Kassel eingewiesen wurde; vgl. die Schriftwechsel in: Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (LWV), Bestand 2 [Breitenau], Nr. 7758.

27 Insa Meinen, Wehrmacht und Prostitution während des Zweiten Weltkriegs im besetzten Frankreich, Bremen 2002.

28 Insa Eschebach, Krieg und Geschlecht. Sexuelle Gewalt im Krieg und Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern, Berlin 2008; Robert Sommer, Das KZ-Bordell. Sexuelle Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern, Paderborn 2009.

Das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft bedeutete für das Gewerbe der Prostitution, dessen Grenzen nie scharf definiert wurden, kein Ende des staatlichen Kontrollanspruchs. In den ersten Nachkriegsjahren gingen Polizei, Besatzungsbehörden und kommunale Ämter in Westdeutschland durchaus rabiat gegen Prostituierte sowie Frauen vor, denen man „häufig wechselnden Geschlechtsverkehr" (hwG) unterstellte. Dieser Vorwurf wurde seit dem Kaiserreich immer wieder erhoben, um insbesondere junge Frauen zu kategorisieren und bei Bedarf zu disziplinieren, die man außerhalb der sozialen Kontrolle durch die Gesellschaft wähnte. In der Nachkriegszeit genügte oftmals schon die Mobilität als Flüchtling, um als „verwahrlost" und „verdorben" eingestuft zu werden. Angesichts der Furcht vor einer unkontrollierten Verbreitung von Geschlechtskrankheiten wurden sie vielerorts wie Prostituierte behandelt und mussten ebenso wie diese mit Zwangsmaßnahmen durch Polizei, Besatzungsbehörden oder Pflegeämter rechnen, während Männer weitgehend unbehelligt blieben.[29] Auf rechtlicher Ebene hatte die rigide Kontrolle des Gewerbes mittelfristig dagegen keinen Bestand. Während VertreterInnen sexualkonservativer Positionen die Sittlichkeitsdebatten der frühen Bundesrepublik bestimmten und Gesetze gegen Pornographie, Verhütungsmittel und Homosexualität (zwischen Männern) durchsetzen konnten,[30] fiel der Bundestag hinsichtlich der Prostitution nicht hinter die Bestimmungen des *GBGk* aus dem Jahr 1927 zurück. Nach einer längeren Debatte, in der teilweise sehr weitgehende Vorschläge zur Kontrolle des Gewerbes gemacht wurden, verabschiedete der Bundestag schließlich im Sommer 1953 ein neues *Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten*. Wiederum stand die Beratung von Geschlechtskranken im Vordergrund. Wie bei seinem Vorgänger war auch in diesem Gesetz ein Behandlungszwang verankert, der es ermöglichte, „Geschlechtskranke sowie Personen, die dringend verdächtig sind, geschlechtskrank zu sein oder Geschlechtskrankheiten zu verbreiten", zur wiederholten Vorlage von Gesundheitszeugnissen zu zwingen. Von Prostituierten war in dem Gesetz nicht die Rede, gleichwohl waren vor allen anderen Gruppen genau sie gemeint.[31] Die 1933 beschlossene Verschärfung des § 361,6 StGB blieb indes vorerst unangetastet.

29 FREUND, Women, venereal disease; STEINBACHER, Wie der Sex nach Deutschland kam, S. 86-95.

30 HERZOG, Die Politisierung der Lust, S. 127-142; STEINBACHER, Wie der Sex nach Deutschland kam, S. 50-87.

31 Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vom 23. Juli 1953, in: BGBl. I vom 30. Juli 1953, S. 700-706. Zur Debatte siehe LINDNER, Gesundheitspolitik in der Nachkriegszeit, S. 316-330.

Trotz des besonders auf konservativer Seite vertretenen Anspruchs, die westdeutsche Gesellschaft sittlich zu erneuern, hatte sich damit vordergründig eine pragmatische Prostitutionspolitik durchgesetzt. Wie diese konkret ausgestaltet wurde, lag innerhalb des Rahmens, den das *GBGk* vorgab, allerdings weiterhin im Ermessen der Länder und insbesondere der Kommunen. Hier blieb der Umgang mit dem Gewerbe umstritten.[32] In Karlsruhe beispielsweise diskutierten Politik, Bürgervereine und Kirchen Ende der 1950er Jahre über die Altstadtsanierung, die Einrichtung eines Sperrbezirks sowie den denkbaren Bau von Appartmenthäusern, in denen Prostituierte ihrem Gewerbe würden nachgehen können.[33] Ähnliche Debatten entbrannten in Hannover, wo die Straßenprostitution und der Betrieb von Lokalen im Viertel um die Kreuzkirche in den 1950er Jahren zu Protesten von AnwohnerInnen führten. Die Stadt richtete daraufhin in dem betreffenden Gebiet einen Sperrbezirk ein, in dem die Ausübung der Prostitution verboten war. Diese Verordnung wurde allerdings schon bald vom Landesverwaltungsgericht Hannover als rechtswidrig verworfen.[34] Es war daher wenig verwunderlich, dass die Hannoversche Polizei eine Strafrechtsänderung forderte, die die Einrichtung von Sperrbezirken wieder ermöglichte.[35] Eine entsprechende Initiative der rheinland-pfälzischen Landesregierung[36] führte tatsächlich schon bald zu einer entsprechenden Regelung. Seit dem Sommer 1960 war es den Landesregierungen möglich, die Prostitution nicht nur in kleineren Gemeinden gänzlich, sondern auch in Gemeinden mit mehr als 50.000 EinwohnerInnen für einzelne Bezirke zu verbieten.[37]

32 Diese Einschränkung gilt es gegenüber Steinbacher zu betonen, die die liberalen Elemente des Gesetzes in den Vordergrund stellt, aber deren Umsetzung auf lokaler Ebene in ihrer Bewertung nicht in den Blick nimmt (Wie der Sex nach Deutschland kam, S. 101f.).

33 Wohin mit Karlsruhes Nachtleben?, in: Die Zeit vom 2. Oktober 1958, S. 4.

34 Vgl. die verschiedenen Schriftwechsel in: NLA-HStAH Nds. 100, Acc. 2002/115 Nr. 28; Urteil des Landesverwaltungsgerichts Hannover in der Verwaltungsrechtssache Gisela M. gegen den Regierungspräsidenten Hannover vom 12. Dezember 1957 (Abschrift), in: NLA-HStAH Nds. 120 Hannover Acc. 18/77 Nr. 35.

35 Polizei-Direktion Hannover an Landeskriminalpolizeiamt Niedersachsen vom 20. März 1959, in: NLA-HStAH Nds. 100 Acc. 2002/115 Nr. 28.

36 Rheinland-Pfälzisches Innenministerium an Arbeitsgemeinschaft der Innenministerien der Bundesländer vom 18. November 1958 (Abschrift), in: NLA-HStAH Nds. 100 Acc. 2002/115 Nr. 28.

37 Vgl. Fünftes Strafrechtsänderungsgesetz vom 24. Juni 1960, in: BGBl. I, Nr. 33 vom 4. Juli 1960, S. 477.

Dirnen in „des Dichters Straße“. Göttinger Debatten um Prostitution, Belästigung und nächtliche Ruhestörung[38]

Auf lokaler Ebene variierten die Positionen hinsichtlich der Sperrbezirke jedoch stark. In Niedersachsen etwa fragte das Innenministerium bei den Regierungspräsidenten nach den bestehenden (in Hannover offenbar unbekannten) lokalen Regelungen und bat darum, gegebenenfalls zu erläutern, „aus welchen Gründen ein Verbot für notwendig gehalten wird“.[39] Während man in der Landeshauptstadt einen Sperrbezirk einrichtete, hatte die Landeskriminalpolizeistelle Braunschweig schon 1959 gemeldet, dass die gegenwärtigen Bestimmungen „zur Bekämpfung des Dirnenunwesens“ ausreichten. Die meisten Prostituierten seien in „Dirnenunterkünften“ untergebracht und unterstünden einer städtischen Kontrolle. Die Straßenprostitution trete kaum in Erscheinung.[40] In Göttingen hingegen erklärte das Jugendamt im September 1960 in einer internen Stellungnahme, vom „Jugendschutz her gesehen, sollte die Gewerbsunzucht grundsätzlich verboten werden“, und empfahl die Einrichtung eines Sperrbezirks für einige innerstädtische Areale.[41] In einer Besprechung zwischen Vertretern des Göttinger Ordnungs- und des Jugendamtes, der Kriminal- sowie der Ordnungspolizei setzte sich eine solche Haltung allerdings nicht durch. Zwar habe es, so notierte man im Protokoll, zwei Jahre zuvor einmal eine Beschwerde eines Hoteliers über die Straßenprostitution gegeben. Ansonsten sei das Gewerbe aber unauffällig. Die siebzig bis achtzig „Mädchen, die der Gewerbsunzucht nachgehen“, verhielten sich nach Einschätzung der Runde zurückhaltend. Sie sprächen die Freier nicht selbst an, sondern ließen sich vielmehr ansprechen. Einmütig beschloss man daher, zunächst keinen Sperrbezirk zu beantragen, weil ein solcher lediglich eine Verdrängung des Gewerbes in andere Straßen nach sich ziehen würde. Man wollte die Situation aber weiterhin beobachten.[42] In diesem Sinne teilte der Oberstadtdirektor dem Regierungspräsidium in Hildesheim mit, man bedürfe in Göttingen

38 Des Dichters Straße – Umschlagplatz der Liebe, in: Göttinger Tageblatt [GT] vom 21./22. Mai 1966.

39 Nds. MI an die Regierungspräsidenten vom 29. August 1960 (Abschrift) und Regierungspräsident Hildesheim an Landkreise, kreisfreie und selbständige Städte vom 7. September 1960, beide in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

40 Landeskriminalpolizeistelle Braunschweig an Landeskriminalpolizeiamt Niedersachsen vom 19. März 1959, in: NLA-HStAH Nds. 100 Acc. 2002/115 Nr. 28.

41 Stellungnahme des Jugendamtes an das Ordnungsamt Göttingen vom 21. September 1960, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

42 Vermerk des Ordnungsamtes Göttingen vom 29. September 1960 über eine entsprechende Besprechung vom Vortag, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

derzeit keines Verbots.[43] Diese Haltung bekräftigte die Stadtverwaltung noch einmal Anfang 1962.[44] Als einige Monate später ein Privatmann aus Braunschweig einen dramatischen Anstieg der Geschlechtskrankheiten behauptete und sich bei der Göttinger Verwaltung erkundigte, ob die Stadt die Einrichtung eines von ihm zu betreibenden Bordells gutheißen würde, zeigte man sich nicht interessiert. Das Argument des Mannes, mit einem Bordell „eine ausreichende polizeiliche Überwachung und ärztliche Kontrolle" der Prostituierten ermöglichen zu können, verfing nicht.[45]

Seit Mitte der 1960er Jahre wandelte sich indes die Einschätzung der Göttinger Verwaltung und Polizei gegenüber der Straßenprostitution deutlich. Anlass waren zahlreiche, seit Frühjahr 1966 eingehende Beschwerden von AnwohnerInnen und Firmen aus dem zwischen Bahnhof und Altstadtkern gelegenen Viertel rund um die Goetheallee, in dem abends viele Prostituierte unterwegs waren.[46] Dass jene Gegend den Schwerpunkt der Göttinger Straßenprostitution bildete, war zwar nicht neu, das Gewerbe erlebte in Zeiten des „Wirtschaftswunders" aber einen Wandel. Die meisten Freier kamen mit Einbruch der Dunkelheit nun mit dem eigenen Auto in die Goetheallee und umkreisten wiederholt die Häuserblöcke, bis sie eine Prostituierte ausgewählt hatten und mit ihr einig geworden waren. Dann fuhren sie zu abgelegenen Göttinger Grünflächen, um anschließend die Prostituierte wieder in der Goetheallee abzusetzen. Die Veränderungen des Gewerbes waren nicht zuletzt auf die in diesem Jahrzehnt wachsende Zahl der PKWs zurückzuführen.[47] Viele

43 Oberstadtdirektor Göttingen an Reg.präs. Hildesheim vom 29. September 1960, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

44 Oberstadtdirektor Göttingen an Reg.präs. Hildesheim vom 21. Februar 1962, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

45 Gustav S. an Ordnungsamt Göttingen vom 11. April 1962 sowie dessen Antwort vom 31. Juli 1962, beide in: StadtA Gö C 35 Nr. 490. Tatsächlich war die Zahl der Infektionen Ende der 1950er Jahre angestiegen, was womöglich auch darauf zurückzuführen war, dass die Geschlechtskrankheiten mit den besseren Behandlungsmöglichkeiten ihren Schrecken verloren hatten (vgl. LINDNER, Gesundheitspolitik in der Nachkriegszeit, S. 363-373). In Göttingen konnte die Hautklinik einen solchen Anstieg innerhalb der letzten Jahre allerdings nicht bestätigen (vgl. [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk für Stadtrat Wiehr vom 25. Juli 1962, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490).

46 Oberstadtdirektor Göttingen an Polizei-Inspektions-Kommando Göttingen vom 13. September 1965, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

47 Der Bestand an Kraftwagen stieg in Göttingen von 5.220 im Jahr 1960 auf 19.200 PKW am Ende des Jahrzehnts. Die Bevölkerung wuchs im selben Zeitraum von rund 77.000 auf etwa 115.000 Personen. Damit kam 1960 auf 14 BewohnerInnen Göttingens ein PKW, Mitte des Jahrzehnts teilten sich statistisch nur noch 8,8 EinwohnerInnen einen PKW, 1969 waren es dann sechs EinwohnerInnen pro PKW. Die Zahlen nach:

Freier kamen ausweislich der Kennzeichen auch aus den umliegenden Kreisen in die Universitätsstadt. Dort war nicht nur bekannt, wo Prostituierte ihrer Tätigkeit nachgingen. Mit der wachsenden individuellen Mobilität hatten potentielle Freier nun auch leichter die Gelegenheit, das Göttinger Rotlichtviertel zu erreichen und von dort in ruhige Ecken des Stadtgebietes weiterzufahren. Zudem war die Zahl der Straßenprostituierten in der Goetheallee im Laufe der vergangenen Jahre offenbar, bedingt sicher auch durch die sich dort manifestierende Nachfrage, gestiegen.[48]

Dass sich viele AnwohnerInnen von den abendlichen Durchfahrten der Autos gestört fühlten und ihre Nachtruhe von den Aktivitäten auf den Straßen gefährdet sahen, ist durchaus verständlich. Höchst fragwürdig ist aber die Stoßrichtung, in der Privatpersonen und Firmen die Straßenprostitution beklagten. Ein Hotel, das sich als erste Adresse der Stadt verstand, nannte „das Vorhandensein von Dirnen in unserer Gegend als in höchstem Maße geschäftsschädigend", schrieb im Nazi-Jargon von „asozialen Elementen", bat die Kriminalpolizei um eine Stellungnahme und forderte die Einrichtung eines „abgelegenen, getrennten Bezirk[s]".[49] Ein Privatmann sprach im September 1966 in einem Brief, den fünfzehn weitere HausbewohnerInnen unterzeichnet hatten, von einer „Plage",[50] ein anderer nannte die Gegend einen „Treffpunkt undurchsichtiger Gestalten, ja, ich möchte sagen unzumutbarer Elemente".[51]

Ähnliche Beschwerden wie in Göttingen gab es in den 1950er und 1960er Jahren auch in anderen Städten, etwa in Hamburg oder Hannover.[52] In Hamburg erklärten Stadtverordnete von SPD und FDP, die Straßenprostitution sei, so zitierte das *Hamburger Abendblatt* 1969 aus einer Erklärung, „auf St. Pauli zunehmend ein Ärgernis für Bürger dieses

Statistisches Amt der Stadt Göttingen (Hg.), Göttingen in Zahlen 1960, Heft 2, Göttingen 1960, S. 2 und S. 5; dass. (Hg.), Göttingen in Zahlen 1965, Heft 3, Göttingen 1965, S. 3 und S. 22; dass. (Hg.), Göttingen in Zahlen 68/69, Göttingen 1971, S. 17 und S. 89.

48 Landeskriminalpolizei, Außenstelle Göttingen, an Ordnungsamt Göttingen vom 12. August 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

49 Gebhards Hotel an Ordnungsamt Göttingen vom 18. März 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490. Ein Sperrbezirk wurde auch gefordert von: Pelz- und Ledermoden Hussels & Lehmann an Ordnungsamt vom 26. Mai 1966, in: ebd.

50 Rüdiger A. an Ordnungsamt der Stadt Göttingen vom 26. September 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

51 Karl-Heinz W. an Ordnungsamt vom 23. August 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

52 Vgl. für Hannover beziehungsweise Stuttgart in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre: Unerwünschte Nachbarn, in: Hannoversche Presse vom 1. März 1957 und Der Bund soll eingreifen, in: Die Welt vom 4. Dezember 1958, beide Ausschnitte in: NLA-HStAH Nds. 100 Acc. 2002/115 Nr. 30.

Stadtteils geworden. Viele Eltern sind besorgt über den ungünstigen Einfluß dieses Treibens auf ihre Kinder."[53] In Hannover schrieb der Pastor der evangelisch-lutherischen Altstadtgemeinde einige Jahre zuvor dem Innenminister, seit einiger Zeit werde es „hier wieder ganz widerlich." Nach Aussage des Pastors, der sich schon einmal Mitte der 1950er Jahre über die Zustände beschwert hatte, bestehe „die akute Gefahr der Selbsthilfe durch die Anwohner", wenn nicht umgehend etwas geschehe. „Machen Sie sich auf Straßenschlachten gefasst! Ich halte es für richtiger, Ihnen dies zu stecken, bevor hier wieder Dirnen oder ihr Anhang hinterrücks erstochen werden."[54] Der Geschäftsführer einer Grundstücksverwaltung in Hannover, der im übrigen die Prostitution nicht grundsätzlich ablehnte, schrieb Ende 1965, man unternehme „heute so viel zum Schutz der Jugend und zum Schutz der Öffentlichkeit vor Schmutz und manche Zensoren gehen hier recht scharf vor." Dagegen würde „geduldet, daß gewerbsmäßige Dirnen mit unverdorbener weiblicher Jugend" in der Nähe der Volkshochschule zusammentreffen würden.[55]

In Göttingen war das Ordnungsamt nach den ersten Klagen durchaus alarmiert. Die Firmen und AnwohnerInnen, die sich beschwert hatten, erhielten beschwichtigende Schreiben oder durften ihre Anliegen dem Ordnungsamt persönlich vortragen.[56] Intern suchte man in zahlreichen Besprechungen und Schriftwechseln mit Polizei und Gesundheitsamt nach einer Lösung. Hatte man noch Anfang der 1960er Jahre in der Existenz der Straßenprostitution kein größeres Problem gesehen, bemühte man sich nun um die „Bekämpfung" des „Dirnenunwesens".[57] Jetzt hielt die Göttinger Kriminalpolizei „die Einrichtung eines Freudenhauses nach dem Muster anderer Großstädte für dringend erforderlich" und für „die wirksame Bekämpfung der Autoprostitution" unabdingbar. Überhaupt sei die „Prostitution auf Straßen und in Autos nicht nur allgemein eine Belästigung des Publikums", sie sei „auch als die gefährlichste Ansteckungsquelle für Geschlechtskrankheiten anzusehen."

53 Attacke gegen die Dirnen, in: Hamburger Abendblatt vom 5./6. Juli 1969, S. 4.

54 Pastor der Ev.-luth. Altstadtgemeinde Hannover, Horst Altpeter, an Nds. IM vom 13. November 1963, in: NLA-HStAH Nds. 100 Acc. 2002/115 Nr. 28. Vgl. auch Bürger protestieren gegen Dirnen, in: Hannoversche Presse vom 12. August 1966, Ausschnitt in: ebd.

55 Schrader'sche Grundstücksverwaltung Hannover an Nds. MI vom 16. Dezember 1965, in: NLA-HStAH Nds. 100 Acc. 2002/115 Nr. 28.

56 Siehe die verschiedenen Schreiben in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

57 Die entsprechenden Akten des Göttingen Ordnungsamtes waren nicht zufällig mit „Bekämpfung der Prostitution" (StadtA Gö C 35 Nr. 490) und „Bekämpfung des Dirnenunwesens" (C 35 Nr. 910) betitelt.

In „festen Häusern“ könnten dagegen die „Dirnen untergebracht“ werden, die sich laufend der ärztlichen Kontrolle unterwerfen“ müssten. Weil diese Prostituierten dann polizeibekannt seien, könnten sie „leichter von der Straße ferngehalten werden.“[58] Die Ordnungspolizei schloss sich dieser Bewertung an, weil sie aus rechtlichen wie personellen Gründen kaum „gegen dieses Dirnenunwesen einschreiten“ könne. Nur eine Einrichtung von „festen Häusern“ gewährleiste, „die Dirnen einigermaßen unter Kontrolle zu bekommen.“[59] Der Leiter des Staatlichen Gesundheitsamtes in Göttingen nannte das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten Anfang 1967 „unvollkommen“, da nicht alle Infizierten gemeldet werden müssten. Aus seiner Sicht seien Prostituierte „als unzuverlässige, ansteckungsverdächtige Personen zu betrachten und daher zu überwachen.“[60] Damit hatte sich die Stimmung innerhalb weniger Jahre völlig gedreht.

Die Göttinger Akteure standen mit solchen Vorstellungen und Vorschlägen nicht allein. Auch der Regierungspräsident von Hannover erklärte nur wenige Jahre später, dass die mit der Prostitution einhergehenden Probleme am besten zu lösen seien, wenn „die Ausübung der Gewerbsunzucht nur noch in konzessionierten Häusern geduldet und an jedem anderen Ort unter Strafe gestellt wird.“ Solche Einrichtungen würden dann auch eine striktere polizeiliche und gesundheitliche Überwachung der Prostituierten ermöglichen.[61]

Was Verwaltungsbehörden und Polizeistellen in Göttingen und Hannover hier vorschlugen, war nichts weniger als die Rückkehr zur sittenpolizeilichen Reglementierung der Prostitution, die 1927 mit dem Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten abgeschafft (und im „Dritten Reich“ nur zeitweise wiederbelebt) worden war. Mit den rechtlichen Bestimmungen jener Jahre waren solche Vorstellungen kaum zu vereinbaren. Immerhin durften Frauen sehr wohl der Prostitution nachgehen,[62] sofern sie dies nicht in auffälliger Weise taten. Zudem war

58 Landeskriminalpolizei, Außenstelle Göttingen, an Ordnungsamt Göttingen vom 14. April 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

59 Polizeiinspektionskommando Göttingen an Dezernat VI der Stadt Göttingen [Ordnungsamt] vom 18. April 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

60 Dr. Seegelken, Staatl. Gesundheitsamt Göttingen, laut Protokoll der Besprechung am 11. Januar 1967 betreffend Maßnahmen hinsichtlich der Dirnen in der Stadt Göttingen, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

61 Reg.präs. Hannover an Nds. IM vom 16. Dezember 1968, in: Nds. 120 Hannover, Acc. 2010/088 Nr. 21.

62 Für Männer galt dies im Übrigen nicht. Bis zur Großen Strafrechtsreform stand „Unzucht“ zwischen Männern nach § 175 StGB unter Strafe. Mit der Änderung des Paragraphen zum 1. September 1969 fiel diese Strafbestimmung zwar weitgehend

die Kasernierung von Prostituierten, also ihre Beschränkung auf bestimmte Straßen oder Gebäude, unzulässig.[63] Unter Strafe stand nach § 180,2 StGB zudem die Kuppelei, worunter „insbesondere die Unterhaltung eines Bordells oder eines bordellartigen Betriebs“ verstanden wurde.[64] Dass die Infektionsraten weit geringer waren als in früheren Jahrzehnten und die Behandlung einer Geschlechtskrankheit weitgehend unproblematisch geworden war,[65] spielte in den Diskussionen jener Jahre ebenfalls keine Rolle. Zur sozialen Stigmatisierung der Prostituierten gehörte schon seit dem Kaiserreich, diese als praktisch einzige Infektionsquelle höchst gefährlicher Krankheiten zu betrachten und aufgrund ihres als unbürgerlich verstandenen Lebenswandels unter Kontrolle stellen zu wollen.

Ohnehin waren die zeitgenössischen Debatten von einer eklatanten Doppelmoral der zum überwiegenden Teil männlichen Diskutanten geprägt. Sie betrachteten das Gewerbe als notwendig,[66] grenzten die öffentlich auftretenden Prostituierten zugleich aber als untragbar aus der bürgerlichen Gesellschaft aus. Die Prostituierten galten als „unzuverlässig“ oder als, wie es etwa von Seiten des Göttinger Hotels hieß, „asozial“. In einer Besprechung argumentierten Göttinger Polizeivertreter sogar, nur „die attraktiven Dirnen“ würden sich in ein „Wohnheim“ einmieten, das dann die Freier aufsuchen würden. Die Straßenprostitution würde nach und nach verschwinden, weil „dann nur die übrigen Dirnen, die weniger Anziehungskraft ausüben, sich auf die

(wenn auch nicht vollständig). Die Prostitution von Männern für Männer sollte nach dem Willen des Gesetzgebers aber verboten bleiben; hierzu wurde Absatz 3 des § 175 StGB neu geschaffen. Vgl. Erstes Gesetz zur Reform des Strafrechts (1. StrRG) vom 25. Juni 1969, in: BGBl. I, Nr. 52 vom 30. Juni 1969, S. 645-682.

63 Vgl. Artikel 2 des Fünften Strafrechtsänderungsgesetzes vom 24. Juni 1960, in: BGBl. I, Nr. 33 vom 4. Juli 1960, S. 477. Das Verbot der Kasernierung war 1927 im GBGK festgelegt, 1953 aber nicht in die Neufassung des Gesetzes aufgenommen worden. Es wurde nun auf diesem Wege nachgereicht.

64 § 180,2 StGB in der Fassung vom 1. Oktober 1927. Diese Regelung wurde im November 1973 gestrichen; vgl. Viertes Gesetz zur Reform des Strafrechts (4. StrRG) vom 23. November 1973, in: BGBl. I, Nr. 98 vom 27. November 1973, S. 1725-1735. Nun stand nach § 180a die Prostitution in einem Bordell nur noch dann unter Strafe, wenn sie mit einer Ausbeutung einherging oder das Gewerbe in einem solchen durch weitergehende Maßnahmen gefördert wurde.

65 LINDNER, Gesundheitspolitik in der Nachkriegszeit, S. 330-334 und S. 363-373.

66 Das Landeskriminalamt Niedersachsen beispielsweise hatte 1953 vom „Überdruck- oder Sicherheitsventil der Prostitution“ gesprochen. „[D]ie jahrzehntelangen Erfahrungen der kriminalpolizeilichen Praxis haben gezeigt, daß es ohne Prostitution praktisch nicht geht, will man nicht [eine] erhebliche anderweitige Gefährdung des Volkskörpers in Kauf nehmen.“ (Landeskriminalamt Niedersachsen an Nds. IM vom 18. April 1953, in: NLA-HStAH Nds. 100 Acc. 2002/115 Nr. 30).

Straße begeben müßten".[67] Das *Göttinger Tageblatt* berichtete 1966 in einem ganzseitigen Artikel ebenfalls über die Prostitution in „des Dichters Straße". Der Ton des Artikels, der wie eine ethnologische Feldforschung angelegt war, war teils belustigt und zugleich offen sexistisch. „Was wir sahen, war vom ‚Material her' nicht gerade schön, denn dort sind bei Leibe nicht die ausgesuchtesten Exemplare des schwachen Geschlechts anzutreffen; der Menge nach allerdings respektabel."[68] Den Freiern wurde dagegen weitgehend Verständnis entgegengebracht. Ein Polizist erklärte die Notwendigkeit, ein Bordell einzurichten, damit, dass man

„Fälle von Unzucht mit Kindern, versuchter Unzucht, Exhibition und Fensterguckerei [...] in Göttingen häufig an[treffe]. Diese Zahlen gingen mit Sicherheit zurück, wenn wir ein Bordell hätten. Wenn der des Mordes an einem zwölfjährigen Mädchen [V]erdächtige […] die Möglichkeit gehabt hätte, ein festes Haus aufzusuchen, dann wäre er mit seinem Fahrrad dorthin gefahren."

Dass diesen mutmaßlichen Mörder, wäre es ihm nur um den Geschlechtsverkehr gegangen, nichts daran gehindert hatte, mit seinem Fahrrad eine Straßenprostituierte in der Goetheallee aufzusuchen, reflektierten weder der Polizist noch der Autor des Artikels. Stattdessen wurden mehrere Argumente erwogen, die für und gegen die Einrichtung eines Bordells sprachen.[69]

Sieht man genauer hin, bestand das in jenen Jahren entstandene Problem keineswegs in der Anwesenheit von Prostituierten in der Goetheallee und den angrenzenden Straßen. Der zuständige Streifenpolizist des Reviers verwies in einer Besprechung darauf, dass sich die Prostituierten entsprechend der strafrechtlichen Bestimmungen verhielten und sich nicht selbst anböten: „Im Gegenteil, die Autofahrer bieten sich an."[70] Der Besitzer eines Möbelhauses klagte gegenüber dem Ordnungsamt, seine Frau traue sich abends nicht mehr aus dem Haus, „weil sie innerhalb von fünf Minuten fünf Angebote hätte."[71] Ein

67 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk über die Besprechung am 7. Juni 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

68 Des Dichters Straße – Umschlagplatz der Liebe, in: GT vom 21./22. Mai 1966. Im Januar 1967 sprach das *GT* davon, bei den Prostituierten handele es sich um jene „weniger schönen, dafür oftmals der Masse her gewichtigen Jüngerinnen der käuflichen Liebe, die nach Ableistung ihrer Pflichtjahre in den Städten Kassel, Hannover und Braunschweig in Göttingen Lohn und Brot suchen" („Persil-Scheine" für Damen der Goetheallee, in: GT vom 12. Januar 1967).

69 Des Dichters Straße – Umschlagplatz der Liebe, in: GT vom 21./22. Mai 1966.

70 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk über die Besprechung am 12. September 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

71 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk vom 26. Mai 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

Anwohner berichtete, „daß weibliche Personen, die zum oder vom Bahnhof eilen, belästigt und behindert“ würden. Dies hinderte ihn aber nicht daran, von der Stadt die „Beseitigung“ des „Dirnenunwesen[s]“ zu fordern.[72] Ein weiterer Beschwerdeführer meldete, dass verschiedene Frauen „in unserer bisher ruhigen Wohnstraße angesprochen und belästigt werden und zwar durch die herumstreunenden Autofahrer.“ Eine Studentin sei von einem Mann nicht nur belästigt, sondern sogar verfolgt und am Betreten des Hauses, in dem sie zur Untermiete wohnte, gehindert worden. Obschon auch in dieser Klage die Zustände auf die Straßenprostitution sowie den „nicht durchsichtigen Lebenswandel einer Grundstückseigentümerin unserer Straße“ zurückgeführt wurden, war der Ton insgesamt moderater. Der Anwohner bat das Ordnungsamt lediglich, etwas „in dieser den Ruf unserer Stadt gefährdenden Angelegenheit“ zu unternehmen.[73] Eine 76jährige Anwohnerin schilderte „Belästigungen von Autofahrern“ und „den ruhestörenden Lärm“ der „durch die Strassen jagenden Autos“. Hinzu kam für sie aber noch „die Schande des Inverrufkommens“ dieses Viertels, in dem viele Kinder und Jugendliche lebten.[74] Ein anderer Rentner verwies auf lautstarke Auseinandersetzungen und Schlägereien von Kneipengängern, sobald das nahegelegene Lokal „Gänseliesel“ des Nachts schließe.[75] Die *Hannoversche Presse* hatte bereits einige Jahre zuvor angemerkt, vergleichbare Klagen in der Landeshauptstadt würden zeigen, „daß die Dirnen weniger schlimm sind als die Folgeerscheinungen. Das sind vor allem die Männer, die sich im Auto verschanzen, wenn sie auf Abenteuer ausgehen und dann von dieser scheinbar sicheren Festung aus alle Frauen und Mädchen im Stadtviertel behandeln, als ob sie Freiwild wären.“[76]

Das Göttinger Ordnungsamt erwog in der Folge durchaus Maßnahmen gegen die Autofahrer, etwa ein nächtliches Fahrverbot in den entsprechenden Straßen.[77] Zudem sollten die Streifenpolizisten kontrollieren, dass die Freier keine Passantinnen ansprachen, weil dies

72 Rüdiger A. an Ordnungsamt der Stadt Göttingen vom 26. September 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

73 Karl-Heinz W. an Ordnungsamt vom 23. August 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

74 Amalie A. an Polizeikommission Göttingen vom 24. April 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

75 Walter Z. an Stadtverwaltung Göttingen vom 30. Juli 1967, in; StadtA Gö C 35 Nr. 910.

76 Immer wenn es Abend wird…, in: Hannoversche Presse vom 20. Juni 1963, Ausschnitt in: NLA-HStAH Nds. 120 Hannover Acc. 103/85 Nr. 135/7.

77 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk über die Besprechung am 12. September 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

nach dem Strafgesetzbuch als Beleidigung aufzufassen sei.[78] Solche Ideen fielen im Vergleich zu den vielfältigen diskutierten Maßnahmen gegenüber den Prostituierten aber kaum ins Gewicht. Denn es war ausdrücklich die wenige Jahre zuvor noch als unproblematisch bezeichnete Straßenprostitution, die nun grundsätzlich bekämpft werden sollte. In diesem Sinne hatte die Kriminalpolizei inzwischen eine Kartei angelegt, in der sie die Prostituierten (oder jene, die sie dafür hielt) vermerkte.[79] Eine rechtliche Handhabe gegen das Gewerbe hatten Kriminal- und Ordnungspolizei allerdings nicht. Das Göttinger Ordnungsamt befürchtete ebenso wie die Kriminalpolizei, dass ein Sperrbezirk das Problem nur verdrängen würde.[80] Tatsächlich führten Sperrbezirke, wie sich zur selben Zeit etwa in den Gemeinden im Umland der Landeshauptstadt zeigte, nur zu einer Verschiebung des Gewerbes. In der Folge verlagerten sich dann auch die Proteste und Forderungen nach einem Verbot des Gewerbes.[81] Ein Bordell wiederum sei aufgrund der rechtlichen Bestimmungen nicht zu empfehlen. Eine solche Einrichtung könne, so das Göttinger Ordnungsamt mit Verweis auf die Fachliteratur, „nur aus Opportunitätsgründen geduldet werden, wenn durch das (leichter zu überwachende) Bordell die Prostitution auf den Straßen zurückgeht".[82]

Weil sich angesichts dieser rechtlichen Hürden die Verhältnisse rund um die Goetheallee zunächst nicht änderten, gingen im kommenden Jahr weitere Beschwerden bei der Stadtverwaltung ein. Eine Hausgemeinschaft erklärte im Sommer 1967 in roten Versalien und mit zahlreichen Ausrufezeichen „Wir wollen endlich Taten sehen" und forderte die Einrichtung eines „Freudenhauses". Eine Unterschriftensammlung sei bereits in Vorbereitung.[83] Der Initiator schrieb, man wolle sich „nicht als Moralprediger oder dergleichen aufspielen", sondern bestehe lediglich auf der Nachtruhe. „Es geht doch aber nicht, daß wir

78 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk vom 18. Oktober 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

79 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk vom 14. Februar 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490. Wann die Kartei begonnen wurde, ist unklar. Ähnliche Karteien hatte es auf kommunaler Ebene spätestens seit dem Kaiserreich immer wieder gegeben.

80 Ordnungsamt Göttingen, Vermerk vom 2. Juni 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490. Diese Befürchtung hegte auch die Kriminalpolizei; siehe: Landeskriminalpolizei, Außenstelle Göttingen, an Ordnungsamt Göttingen vom 12. August 1967, in: ebd.

81 Siehe für die Debatten zwischen den Regierungsbezirken Hannover und Lüneburg, der Stadt Hannover, dem Landkreis Burgdorf und einiger kleinerer Gemeinden die Schriftwechsel in: NLA-HStAH Nds. 120 Hannover Acc. 2010/088 Nr. 21.

82 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk vom 18. Oktober 1966, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

83 Hausgemeinschaft des Hauses […]/Rüdiger A. an Ordnungsamt Göttingen vom 24. Juli 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

Nacht für Nacht vor lauter kreischenden und lärmenden Dirnen nicht vor zwei Uhr zum Schlafen kommen."[84] Ein weiterer Anwohner klagte, durch die Konzessionierung einer Gaststätte im Viertel sowie die ausführliche Berichterstattung des *Göttinger Tageblatts* sei „die Geschichte" erst „richtig in Schwung" gekommen.[85]

Im Ordnungsamt erwog man nun neben einer weiteren Verkehrslenkung erstens „Einzelmaßnahmen gegen Prostituierte", die diese „unter Druck setzen" sollten, etwa die Ausweisung von Ausländerinnen, eine striktere Kontrolle der Papiere sowie eine Anzeige bei versäumter Kontaktaufnahme mit dem Einwohnermeldeamt. Zweitens könnte man, so eine weitere Idee, gegen örtliche Lokale vorgehen, die als Treffpunkt von Prostituierten und Zuhältern ausgemacht worden seien. Eine dritte Möglichkeit betraf die Einrichtung eines Sperrbezirks und eine vierte die „Einrichtung eines Bordells".[86] Insbesondere die Kombination der beiden letzten Punkte barg enorme rechtliche Probleme, weil die Kasernierung von Prostituierten ausdrücklich verboten war.[87] Gleichwohl wurden beide Aspekte, der Sperrbezirk und das Bordell, ausdrücklich zusammen gedacht. In der Besprechung waren sich Vertreter von Ordnungsamt und Polizei sowie eine Sozialfürsorgerin einig, dass ein Sperrbezirk noch nicht „zweckmäßig" sei, „zumindest nicht, solange noch kein festes Haus eingerichtet ist."[88] Dass ein solches Haus eingerichtet werden sollte, war inzwischen keine grundsätzliche, sondern nur noch eine rechtliche Frage. Auch von Seiten der Göttinger Justiz wurde eine solche Einrichtung anlässlich einiger aktueller Gerichtsverfahren gefordert. Ein Amtsrichter argumentierte, dass „feste Häuser" nicht nur eine bessere Kontrolle des Gewerbes ermöglichten, sondern auch „den besten Schutz" für Prostituierte böten.[89] Tatsächlich waren Prostituierte durch Freier potentiell gefährdet. Im Januar 1967 war eine 21jährige Prostituierte in Göttingen von einem Mann in dessen Auto geschlagen und bis zur

84 Rüdiger A. an Ordnungsamt Göttingen vom 24. Juli 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.
85 Walter Z. an Stadtverwaltung Göttingen vom 30. Juli 1967, in; StadtA Gö C 35 Nr. 910.
86 [Ordnungsamt Göttingen,] Tagesordnung für die Besprechung am 21. August 1967 im Ordnungsamt über das Dirnenunwesen, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.
87 Vgl. Artikel 2 des Fünften Strafrechtsänderungsgesetzes vom 24. Juni 1960, in: BGBl. I, Nr. 33 vom 4. Juli 1960, S. 477.
88 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk über die Besprechung vom 21. August 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.
89 Unterwelt der Zuhälter, in: Göttinger Presse vom 13. Juli 1967, Ausschnitt in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

Bewusstlosigkeit gewürgt worden.[90] Daneben wurden in jenen Monaten verschiedene weitere Übergriffe gemeldet.[91] Ihre Gesamtzahl lässt sich, da eine beträchtliche Dunkelziffer angenommen werden kann, kaum abschätzen. Der angebliche Schutzraum eines „festen Hauses", den der Amtsrichter behauptete, mochte aber ein vorgeschobenes Argument sein. Denn zugleich warnte der Richter, die Prostituierten würden sich, wenn nicht bald etwas geschähe, „ihre Beschützer" von auswärts holen; „dann haben wir auch in Göttingen die Unterwelt der Zuhälter."[92] Ob in einer solchen Perspektive die Prostituierten vor den Freiern oder doch eher die übrigen GöttingerInnen vor den Zuhältern geschützt werden sollten, war in der Argumentation also keineswegs eindeutig auszumachen. In welchem Verhältnis Prostituierte und Zuhälter standen und wie viele Frauen völlig unabhängig agierten, wurde ohnehin nicht diskutiert. Die Kriminalpolizei war sich in jener Zeit immerhin sicher, dass die allermeisten Göttinger Straßenprostituierten einen Zuhälter hatten.[93]

Ganz ohne Sperrbezirk oder „festes Haus" hatte sich die Lage aus Sicht der lokalen Verwaltung bis zum Herbst 1967 offenbar beruhigt, was wohl nicht zuletzt auf schärfere Polizeikontrollen und eine Verkehrsbeschränkung zurückzuführen war. Laut Ordnungsamt herrschte in der Goetheallee „den Verhältnissen entsprechend Ruhe", woran sich – wohl auch witterungsbedingt – bis Anfang des kommenden Jahres nichts änderte.[94] Die Einrichtung eines Sperrbezirks sowie eines Bordells war aber, einmal als unerlässlich behauptet, dennoch nicht vom Tisch. Ohnehin liefen seit Herbst 1967 von privater Seite aus Vorbereitungen für eine entsprechende Einrichtung, die nicht als Bordell, sondern als „Wohnheim" geplant und damit aus strafrechtlicher Sicht nicht zu

90 „Das Werk eines Sadisten", in: Göttinger Presse vom 2. Februar 1967. – Der 22jährige Mann erhielt eine sechsmonatige Bewährungsstrafe und wurde mit einer Geldbuße belegt (Auch diese Frauen verdienen Schutz, in: GT vom 12. Juli 1967, Ausschnitt in: StadtA Gö C 35 Nr. 490).

91 Ein Jahr Gefängnis für Streit um Liebeslohn, in: Göttinger Tageblatt vom 5. Januar 1967.

92 Unterwelt der Zuhälter, in: Göttinger Presse vom 13. Juli 1967, Ausschnitt in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

93 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk über die Besprechung vom 21. August 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

94 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk vom 3. Oktober 1967; vgl. für die Kontrollen und die Beruhigung der Lage auch [Ordnungsamt Göttingen,] Besprechung mit dem Polizeiinspektionskommando am 22. August 1967; [Ordnungsamt Göttingen,] Besprechung über die Verhältnisse in der Goetheallee am 29. August 1967; [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk vom 25. Januar 1968, alle in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

beanstanden war.[95] Selbst eine Genehmigung des Ordnungsamtes war nicht erforderlich.[96]

Im Ordnungsamt notierte man schließlich im August 1968, dass Mitte nächsten Monats das „Eros-Center“ eröffnen würde. Dessen Betreiber sei „bereit, einige Damen der Goetheallee in sein Haus zu übernehmen.“[97] Inwieweit dies im Interesse der Prostituierten lag, die sich keinerlei strafrechtliche Verfehlungen hatten zuschulden kommen lassen, wurde in der Göttinger Verwaltung nicht gefragt. Angesichts der nun bevorstehenden Eröffnung des Bordells hatte die Stadtverwaltung beim Regierungspräsidium die Einrichtung eines innerstädtischen Sperrbezirks beantragt, der auch genehmigt wurde.[98]

Der Betrieb des „Eros-Centers“, gegen den ein benachbartes Unternehmen schon im Vorhinein erfolglos protestiert hatte,[99] brachte derweil eigene Probleme mit sich. Schon kurz nach der Eröffnung des Etablissements meldete sich ein mutmaßlicher Freier bei der Göttinger Verwaltung und beklagte sich über die Verhältnisse im „Eros-Center“. „Zuhälter bedienen die Gäste, man ist ja sein Leben [sic!] nicht mehr sicher“.[100] Die Kriminalpolizei vermerkte verheiratete Prostituierte in der Einrichtung (was in anderen Bordellen nicht zugelassen sei) und die fehlende Anmeldung bei Ordnungs- und Gesundheitsamt sowie bei ihr selbst. Zudem stieß man sich daran, dass im „Eros-Center“ im Gegensatz zu anderen Einrichtungen als Aufsicht auch ein Mann beschäftigt sei.[101] Angesichts dieser beklagten Missstände trafen sich der Göttinger Stadtrat Krumsiek, Staatsanwalt Beese sowie Vertreter des Ordnungsamtes und der Polizei Ende November 1968 mit dem Bordellbesitzer, um einige beanstandete Punkte zu klären. In dieser Besprechung vereinbarte die

95 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk vom 31. Oktober 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

96 Wenn sich verschiedene Interessenten mit entsprechenden Plänen an die Stadtverwaltung wandten, taten dies wohl eher, um auszuloten, ob von dieser Seite Widerstände gegen ein „Wohnheim“ zu erwarten waren; vgl. Tammo D. an Ordnungsamt Göttingen vom 1. November 1967; Bertha G. an Ordnungsamt Göttingen vom 20. November 1967, beide in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

97 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk vom 19. August 1968, in: StadtA Gö C 35 Nr. 911.

98 „Sag mir, wo die Mädchen sind...“, in: Göttinger Presse vom 7. August 1968, Ausschnitt in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

99 Kohlen-Verkaufsgesellschaft Göttingen an Ordnungsamt Göttingen vom 13. Mai 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

100 Anonymes Schreiben an das Gewerbeaufsichtsamt Göttingen vom 20. September 1968, in: StadtA Gö C 35 Nr. 911.

101 [Ordnungsamt Göttingen,] Protokoll der Besprechung vom 8. November 1968 über das Fremdenwohnheim, in: StadtA Gö C 35 Nr. 911.

Runde, dass sich die Prostituierten vor einer Zimmermietung im „Eros-Center“ bei der Kriminalpolizei melden mussten. Diese nahm eine Prüfung vor und riet dem Bordellwirt gegebenenfalls von einer Vermietung ab. Anschließend wurden die Frauen dem Gesundheitsamt überstellt. Die Kriminalpolizei sollte das Ordnungsamt „nach Abschluß der Ermittlungen“ benachrichtigen und diesem „die wesentlichen Angaben zur Person“ zukommen lassen. Der Kriminalpolizei oblag es zudem zu prüfen, ob bei verheirateten Prostituierten bereits die Scheidung eingeleitet war. Der Bordellbesitzer musste ferner dafür Sorge tragen, dass die Frauen umgehend beim Einwohnermeldeamt vorstellig wurden.[102]

Mit dieser Regelung war in Göttingen das 1927 abgeschaffte (und während der NS-Zeit wiederbelebte) System der polizeilichen Kontrolle der Prostituierten de facto wieder eingeführt. Zwar war die Prostitution abseits des innerstädtischen Sperrbezirks in Göttingen keineswegs verboten (wofür auch gar keine rechtliche Handhabe bestanden hätte); der Sperrbezirk erschwerte es den übrigen Prostituierten aber, ihrem Gewerbe nachzugehen. Zudem zielten die Initiativen von Ordnungsamt, Schutz- sowie Kriminalpolizei eindeutig darauf, das Gewerbe aus dem innerstädtischen Raum zu verdrängen und auf das „Eros-Center“ zu konzentrieren. Die Stadtverwaltung konnte auf diese Weise dokumentieren, die Beschwerden von Firmen und AnwohnerInnen in der Goetheallee und den angrenzenden Straßen ernst zu nehmen, während die Polizei ihren Kontroll- und Ordnungsanspruch durchsetzte. Noch im Jahr 1960 waren den Göttinger Polizeibehörden lediglich fünf Frauen namentlich bekannt, die als Prostituierte arbeiteten. Darüber hinaus konnten sie nur schätzen, dass etwa siebzig bis achtzig Frauen dem Gewerbe nachgingen.[103] Nach den Beschwerden und der Skandalisierung des „Dirnenunwesens“ stieg dann rasch der Anspruch, möglichst viele Prostituierten zu erfassen. 1967, also noch vor der Einrichtung des Bordells, waren bereits sechzig Prostituierte namentlich bekannt und standen damit unter polizeilicher Kontrolle.[104]

Wenngleich es zwangsweise Untersuchungen durch die Staatlichen Gesundheitsämter auf lokaler Ebene in der Nachkriegszeit vielfach

102 [Ordnungsamt Göttingen,] Besprechung über das Fremdenwohnheim vom 22. November 1968, in: StadtA Gö C 35 Nr. 911.

103 Vermerk des Ordnungsamtes Göttingen vom 29. September 1960 über eine entsprechende Besprechung vom Vortrag, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

104 Landeskriminalpolizei, Außenstelle Göttingen, an Ordnungsamt Göttingen vom 12. August 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

gegeben hatte,[105] weiteten Polizei, Ordnungs- und Gesundheitsamt nach einer zumindest für Göttingen nachweisbaren Phase der Zurückhaltung die Verfügungsgewalt über die Prostituierten nun deutlich aus. Hinzu kam das – allerdings nicht explizit formulierte – Bemühen, mit einer Kontrolle des weiblichen Körpers Männern die Möglichkeit zu geben, scheinbar ohne gesundheitliche Risiken das Gewerbe in Anspruch nehmen zu können. Dass jene mit Geschlechtskrankheiten verbundenen Untergangsszenarien[106] angesichts des medizinischen Fortschritts vielfach obsolet geworden waren, war für diesen Zugriff unerheblich. In Göttingen bemühten sich kommunale Verwaltung, Staatliches Gesundheitsamt und Polizei, mindestens für alle im „Eros-Center" arbeitenden Prostituierten Zwangsuntersuchungen durchzusetzen. Das Ordnungsamt drohte Prostituierten, die die Untersuchung bislang versäumt hatten, mit einer zwangsweisen Vorführung durch die Polizei.[107] Dieser Kontrollanspruch war offenbar weit verbreitet. Denn wer daran interessiert war, ein Bordell beziehungsweise „Wohnheim" zu errichten, warb gegenüber den Kommunen ausdrücklich mit den polizeilichen und gesundheitlichen Kontrollmöglichkeiten, die solche Einrichtungen böten.[108]

Eine eindeutige gesetzliche Grundlage bestand für all dies nicht. Man berief sich zwar auf das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, das es den Gesundheitsämtern gestattete, jene Personen auch zwangsweise untersuchen zu lassen, „die dringend verdächtig sind, geschlechtskrank zu sein und Geschlechtskrankheiten weiterzuverbreiten".[109] Von Prostituierten war dort aber nicht die Rede. Ebenso hätte man jene Freier zwangsweise untersuchen können, die nach einem Besuch im „Eros-Center" wieder in ihre Familien zurückkehrten und dort womöglich eine Geschlechtskrankheit verbreiteten. Das behördliche Interesse galt jedoch allein den Prostituierten. Auch Privatpersonen vertraten diese Haltung. So informierte Anfang 1967 eine Ehefrau die Ordnungspolizei darüber, dass eine bestimmte Prostituierte ihren Mann mit einer Geschlechtskrankheit infiziert habe. Die Polizei schickte sogleich eine Funkstreife in die

105 Vgl. für Hamburg in der frühen Nachkriegszeit FREUND, Women, venereal disease.

106 LUTZ SAUERTEIG, ‚The Fatherland is in Danger, Save the Fatherland!': Venereal Disease, Sexuality and Gender in Imperial and Weimar Germany, in: DAVIDSON/HALL, Sex, Sin and Suffering, S. 76-92.

107 Vgl. dafür die entsprechenden Schriftwechsel und Vermerke in: StadtA Gö C 35 Nr. 911.

108 Siehe etwa Karl W. an Ordnungsamt Göttingen vom 13. Oktober 1972, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

109 GBGk vom 23. Juli 1953, hier §§ 4 und 18.

Goetheallee, um die Prostituierte zur Feststellung der Personalien auf die Polizeistation zu bringen und anschließend der Hautklinik zu übergeben. Weil sich der Verdacht auf eine Geschlechtskrankheit erhärtete, verblieb die Frau – ob freiwillig oder unfreiwillig, ist unklar – in der Klinik. Den Freier zu belangen oder zumindest zu klären, ob er sich, wie seine Frau behauptete, tatsächlich einer Behandlung unterzogen hatte, stand dagegen nicht zur Debatte.[110]

Bei ihrem Vorgehen ignorierten die Vertreter der Verwaltung und der Polizei, was sie zuvor zumindest indirekt anerkannt hatten: dass die Probleme in der Innenstadt weniger von den Prostituierten, sondern insbesondere von Männern verursacht wurden – von Freiern, die mit ihren Autos des Nachts das Gebiet umkreisten und teilweise Frauen belästigten, die mit dem Gewerbe nichts zu tun hatten, sowie von Betrunkenen, die sich nächtliche Auseinandersetzungen vor den nahegelegenen Gaststätten lieferten. Dennoch war der Zugriff auf die Frauen für die Göttinger Verwaltung und die Polizei der einfachste (wiewohl rechtlich fragwürdige) Weg, sich eines solchen Missstandes zu entledigen. Zugrunde lagen dieser Verwaltungslogik soziale Stigmatisierungen, denen nicht nur Prostituierte, sondern auch viele andere Frauen häufig ausgesetzt waren.

Wie schwierig es für Frauen war, den einmal erfolgten Kategorisierungen der Behörden zu entkommen, zeigte sich in einem Vermerk des Göttinger Ordnungsamtes aus dem Januar 1968. Danach führte das Ordnungsamt mehr laufende Akten über „Dirnen“ als das Staatliche Gesundheitsamt, aus dessen Kontrolle Frauen ausschieden, die ihre Kontrollkarte zurückgäben und versicherten, nicht länger dem Gewerbe nachzugehen. Dem Sachbearbeiter im Ordnungsamt gefiel dieses Verfahren nicht. Er stehe, so notierte er in dem Vermerk, „auf dem Standpunkt, daß eine Frau, die längere Zeit der Gewerbsunzucht nachgegangen ist, in regelmäßigen Abständen weiter zur Kontrolle gehen sollte, bis sich herausgestellt hat, daß die Betroffene der Gewerbsunzucht nicht mehr nachgeht.“ Wie ein solcher Nachweis erbracht werden sollte, verschwieg der Sachbearbeiter. Dagegen wies er darauf hin, wie bewiesen werden konnte, dass eine Frau weiterhin als Prostituierte arbeitete, obwohl sie das Gegenteil versicherte: „Ein einmaliges Antreffen der Betroffenen auf der Goetheallee dürfte eine weitere Kontrolle für längere Zeit rechtfertigen.“[111] Wenn also eine Frau, die in einer Kartei von Polizei oder Verwaltung zeitweilig als Prostituierte geführt worden war,

110 [Ordnungspolizei Göttingen], Vermerk vom 6. Februar 1967, in: StadtA Gö C 35 Nr. 490.

111 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk vom 25. Januar 1968, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

auf der zentralen Verbindung zwischen Bahnhof und Innenstadt gesehen wurde, sollte sie weiterhin der gesundheitlichen Überwachung unterliegen. Tatsächlich meldete einer der Beschwerdeführer dem Göttinger Stadtrat Krumsiek, dass einige Prostituierte trotz Einrichtung des Sperrbezirks das innerstädtische Lokal „Gänseliesel“ aufsuchten.[112] Ob sie dort privat einkehrten oder ihrem Gewerbe nachzugehen suchten, spielte dabei keine Rolle. Das soziale Stigma und der (auch von privater Seite verfochtene) Anspruch der Kontrolle über den weiblichen Körper blieben damit, sofern die Frau nicht den Wohnort wechselte, weiterhin bestehen. Aber selbst im Falle eines Umzugs konnte eine Frau nicht unbedingt ein von den Behörden unbehelligtes Leben führen. Denn die kommunalen Verwaltungen tauschten Informationen über einzelne Frauen, die sie der Prostitution bezichtigten, untereinander aus. Dies betraf etwa jene Frauen, die sich im „Eros-Center“ eingemietet hatten und später fortzogen. Der Bordellwirt meldete den Umzug der Göttinger Kriminalpolizei, die wiederum ihr Pendant im neuen Wohnort auf diesen Umstand hinwies.[113] Angesichts dieses fortwährenden Zugriffs konnte es gerade für Frauen, die nur zeitweilig das Gewerbe auszuüben planten, wie schon im Kaiserreich erstrebenswert sein, sich der Kontrolle durch Polizei und Gesundheitsamt möglichst zu entziehen. Waren Frauen aber erst einmal dem behördlichen Blick entwichen, gerieten sie womöglich in eine noch stärkere Abhängigkeit von Zuhältern, als dies ohnehin schon vielfach der Fall war. Denn auch bei der Straßenprostitution wirkten Zuhälter im Hintergrund mit. Deren Auftreten in der Goetheallee sowie in den angrenzenden Straßen war für die Polizei und Verwaltung in Göttingen aber ganz offenbar nur ein ordnungsrechtliches Problem. Ziel war es, bürgerliche Ordnungsvorstellungen zu wahren und den öffentlichen Raum dementsprechend zu „säubern“. Dass in diesem Kontext über eine mögliche Schutzbedürftigkeit der Prostituierten vor den durchweg negativen eingeschätzten Zuhältern diskutiert worden wäre, lässt sich den vorliegenden Akten dagegen nicht entnehmen.

Gelöst hatten der Sperrbezirk und die Einrichtung eines (so nicht zu bezeichnenden) Bordells die mit dem Gewerbe einhergehenden Probleme keineswegs. Denn da das „Eros-Center“ gar nicht darauf ausgelegt war, alle Göttinger Sexarbeiterinnen aufzunehmen, konnte die Straßenprostitution kaum beseitigt werden. Die *Göttinger Presse* hatte

112 [Ordnungsamt Göttingen,] Vermerk vom 27. September 1968, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

113 Vgl. etwa Kriminalpolizei [Göttingen], Vermerk vom 26. August 1969, in: StadtA Gö C 35 Nr. 911.

schon im August 1968 gefragt: „Wohin aber gehen die anderen?“[114] Tatsächlich kam die Straßenprostitution in Göttingen im Innenstadtbereich zum Erliegen.[115] Das Gewerbe hatte sich aber letztlich bloß verlagert. Schon im November 1968 beschwerte sich der Direktor des Instituts für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung der Universität darüber, dass Prostituierte zu einem nordwestlich des Bahnhofs gelegenen Versuchsfeld ausgewichen seien und dort unter anderem Kondome hinterließen.[116] Anfang 1970 klagte eine nahe des Schützenplatzes gelegene Firma, dass Prostituierte nun dorthin ausgewichen seien und ihr Grundstück ständig verschmutzt würde.[117] Die *Göttinger Presse* berichtete zur selben Zeit von einer „Eskalation der brutalen Gewalt“ in Göttinger Zuhälterkreisen.[118]

In Göttingen blieb es nicht bei einem Bordell. Das Ordnungsamt reagierte zwar auf verschiedene Anfragen[119] abschlägig und antwortete in einem Fall sogar, man habe „gemeinsam mit der Polizei sozusagen eine Marktanalyse durchgeführt.“[120] Dennoch entstand im Laufe des Jahres 1972 ein zweites „Wohnheim“.[121] Die Kontrolle der Prostituierten war für Polizei und Gesundheitsämter in solchen Einrichtungen problemlos durchzuführen und hatte auch in den folgenden Jahren Bestand.[122]

Fazit

Die Debatten der 1960er Jahre um den angemessenen Umgang mit dem Gewerbe der Prostitution waren weit mehr als Lokalpossen. Während in

114 „Sag mir, wo die Mädchen sind...“, in: Göttinger Presse vom 7. August 1968, Ausschnitt in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

115 [Ordnungsamt Göttingen,] Protokoll der Besprechung vom 8. November 1968 über das Fremdenwohnheim, in: StadtA Gö C 35 Nr. 911.

116 Direktor des Instituts für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung der Georg-August-Universität Göttingen an Ordnungsamt Göttingen vom 7. November 1968, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

117 Dauelsberg+Co. Penicilin-Gesellschaft an Ordnungsamt Göttingen vom 3. März 1970, in: StadtA Gö C 35 Nr. 911.

118 Zuhälter in Göttingen: Eskalation der brutalen Gewalt, in: Göttinger Presse vom 7. Februar 1970, Ausschnitt in: StadtA Gö C 35 Nr. 911.

119 Ordnungsamt Göttingen an Ordnungsamt Göttingen vom 23. März 1971; Karl W. an Ordnungsamt Göttingen vom 13. Oktober 1972, beide in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

120 Ordnungsamt Göttingen an Unternehmensberatung G. Wolf vom 9. Mai 1971, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

121 Ordnungsamt Göttingen an Karl W. vom 31. Oktober 1972, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

122 Vgl. die Formulare der Kriminalpolizei Göttingen, in: StadtA Gö C 35 Nr. 910.

der Bundesrepublik immer offener über Fragen der Sexualität gesprochen wurde, sittliche Normen im Strafrecht mehr und mehr hinterfragt wurden, vor- und außerehelicher Sex in gesellschaftlichen Diskursen kein Tabu mehr war und Geschlechterverhältnisse teilweise neu verhandelt wurden, waren Sexarbeiterinnen verstärkten Repressionen ausgesetzt. Dies zeigt der stadtgeschichtliche Blick auf den lokalen Umgang mit Prostituierten und weiblichen Körpern nachdrücklich.

Die nicht nur für Göttingen, sondern auch für andere westdeutsche Städte nachweisbaren Argumentationsmuster und politischen Maßnahmen verweisen auf die Langlebigkeit spezifischer Sittlichkeits- und Ordnungsvorstellungen sowie auf die deutlichen Grenzen, die bestimmten Formen der Sexualität trotz der Wandlungsprozesse der 1960er Jahre im öffentlichen Raum gesetzt waren. Sittliche Argumente, mit denen die Grenze zwischen erlaubter und nicht erlaubter Sexualität gezogen wurden, standen in den betrachteten Debatten zwar hinter ordnungs- und gesundheitspolitischen Begründungen der lokalen Prostitutionspolitik zurück. Vorstellungen von Sittlichkeit waren aber nicht zuletzt in die spezifischen Rollen eingeschrieben, die Männern, Frauen und deren Körpern in diesen Debatten zugewiesen wurden und in den lokalen Prostitutionspolitiken noch lange reproduziert wurden.[123] Diese Geschlechter- und Körperrollen wurden zugleich mit der Überzeugung verbunden, dass gesellschaftliche Randgruppen beziehungsweise jene, die man dafür hielt, diszipliniert werden mussten. So wurde das Verhalten von Männern, die Dienstleistungen von Prostituierten in Anspruch nahmen, von Verwaltungen, Polizei und AnwohnerInnen weitgehend toleriert, solange sie nicht lärmten, gegen die Straßenverkehrsordnung verstießen oder unbeteiligte Frauen behelligten. Einer Kontrolle durch die Polizei oder die Gesundheitsämter sollten dagegen zumindest dem Anspruch nach alle Prostituierten unterworfen werden, wobei es unerheblich war, ob sie sich unauffällig verhielten und alle strafrechtlichen Regelungen befolgten oder nicht. Denn Verwaltungen, bürgerliche Eliten und MeinungsträgerInnen nahmen die Prostituierten, die öffentlich kaum Gehör fanden, in den 1960er Jahren und darüber hinaus mehr als Objekte staatlichen Handelns denn als Subjekte wahr. So war vor allem der Wunsch nach Ruhe und Ordnung auf den Straßen des bildungsbürgerlichen Göttingens, der rechtlich höchst fragwürdige Interventionen rechtfertigte. Dieser ging

123 Dies ist gerade gegen STEINBACHER zu betonen, die argumentiert, das moderate GBGk zeige, wie früh konservative Sittlichkeitsverfechter an Durchschlagskraft verloren hätten (Wie der Sex nach Deutschland kam, S. 101f.).

einher mit Maßnahmen zur Disziplinierung einer unliebsamen Randgruppe, während deren Kunden weitgehend unbehelligt blieben.

Letztlich profitierten Prostituierte somit nicht von dem gesellschaftlichen Wandel und der „Sexuellen Revolution“ der späten 1960er Jahre, weil sie nicht nur als sexuell unangepasste Frauen wahrgenommen wurden, sondern zudem zu einer sozialen Randgruppe gezählt wurden, deren Verhalten und deren Körper zu überwachen als staatliche und städtische Aufgabe verstanden wurde. Eine stadtgeschichtliche Perspektive vermag den körper- und geschlechtergeschichtlichen Blick auf die „Sexuelle Revolution“ dergestalt zu erweitern und zu schärfen.

Sascha Schießl, Kontakt: saschaschiessl (at) web.de, Studium der Geschichte, Germanistik und Politikwissenschaft in Göttingen, Promotion über das Grenzdurchgangslager Friedland und die westdeutsche Kriegsfolgenbewältigung und Erinnerungspolitik. Forschungsschwerpunkte unter anderem: Geschichte der Lager, internationale Flüchtlingspolitik, Sexualitätsgeschichte. Derzeit tätig in der Flüchtlingsarbeit.